

WARBURG INSTITUTE

FBD 30

UNIVERSITY OF LONDON  
WARBURG INSTITUTE

11/3  
#

May 13

f  
t  
d  
30

Ergänzungsband zu Kiesewetters Occultismus.



# Der Occultismus

der

nordamerikanischen Indianer

von

Dr. L. Kuhlenbeck.



Leipzig,

Verlag von Wilhelm Friedrich.

Alle Rechte vorbehalten.



## Inhaltsverzeichnis des Ergänzungsbandes.

---

	<i>Seite.</i>
Der Occultismus der nordamerikanischen Indianer . . . . .	5
Catherine Ogee Wyan Akweet Okwa . . . . .	28
Ta-tan-lah-yo-tan-lah oder Sitting Bull, der sitzende Büffel . . . . .	35
Die Schlangen-Tänze der Pueblo-Indianer . . . . .	48
Indianische Legenden . . . . .	51
I. Das Kanoe von weißem Stein . . . . .	51
II. Machinito, der Geist des Bösen . . . . .	54

---

# Verzeichnis der Verfassungen

1	Verfassung des Reiches
2	Verfassung des Königreichs Preussen
3	Verfassung des Königreichs Bayern
4	Verfassung des Königreichs Sachsen
5	Verfassung des Königreichs Württemberg
6	Verfassung des Königreichs Hannover
7	Verfassung des Königreichs Oldenburg
8	Verfassung des Großherzogthums Mecklenburg
9	Verfassung des Herzogthums Oldenburg
10	Verfassung des Herzogthums Nassau
11	Verfassung des Herzogthums Anhalt
12	Verfassung des Herzogthums Braunschweig
13	Verfassung des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin
14	Verfassung des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz
15	Verfassung des Herzogthums Schleswig-Holstein
16	Verfassung des Herzogthums Lauenburg
17	Verfassung des Herzogthums Pommern
18	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
19	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
20	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
21	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
22	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
23	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
24	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
25	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
26	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
27	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
28	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
29	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
30	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
31	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
32	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
33	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
34	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
35	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
36	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
37	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
38	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
39	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
40	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
41	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
42	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
43	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
44	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
45	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
46	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
47	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
48	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
49	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
50	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
51	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
52	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
53	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
54	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
55	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
56	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
57	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
58	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
59	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
60	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
61	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
62	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
63	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
64	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
65	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
66	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
67	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
68	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
69	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
70	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
71	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
72	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
73	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
74	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
75	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
76	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
77	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
78	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
79	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
80	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
81	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
82	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
83	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
84	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
85	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
86	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
87	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
88	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
89	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
90	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
91	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
92	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
93	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern
94	Verfassung des Herzogthums Pommern-Hinterpommern
95	Verfassung des Herzogthums Pommern-Stettin
96	Verfassung des Herzogthums Pommern-Barnim
97	Verfassung des Herzogthums Pommern-Rügen
98	Verfassung des Herzogthums Pommern-Greifswald
99	Verfassung des Herzogthums Pommern-Uckermark
100	Verfassung des Herzogthums Pommern-Vorpommern

Die rücksichtslose Ausrottung einer ganzen, höchst eigenartigen Menschenrasse, der nordamerikanischen Indianer, eine ergreifende kulturhistorische Tragödie, eilt unaufhaltsam ihrem Schlusse zu.

Die Tage, die der Seherblick Hiawathas kommen sah, sind schon fast vorüber:

„Und ich sah, ich sah sie alle,  
Die Geheimnisse der Zukunft,  
Jene fernen, fernen Tage,  
Sah ein Wandern nach dem Westen,  
Vieler unbekannter Völker;  
Alles wimmelte von Menschen,  
Rasslos strebend, wirkend, kämpfend,  
Viele Sprachen redend, dennoch  
Wie befeelt von einer Seele.  
In den Forsten klang ihr Artischlag,  
Ihre Städt' und Thäler dampften;  
Über Seen und über Ströme  
Kauschen ihre Donnerboote.  
Darnach schlich viel düst'rer, trüber  
Ein Gesicht gleich fernen Wolken.  
Sah zerstreut all' uns're Stämme,  
Ganz vergessend meines Rates,  
Sich einander jäh bekriegen.  
Sah die Reste unsres Volkes  
Westwärts flieh'n, verwildert, elend,  
Wie vom Sturm zerfetzte Wolken,  
Wie des Spätherbst's welcke Blätter. — —

Die Zeit ist nicht mehr fern, wo nicht einmal mehr ein Buffalo Bill oder Dr. Carver das Material für ihre theatralischen „wild

west-shows“ aus den Resten einst so stolzer Nationen wird zusammenbringen können.

Schon im Jahre 1890 bezifferte sich die Gesamtzahl der noch lebenden Indianer in den Vereinigten Staaten nur noch auf 844 704 Köpfe. Die Parole der rücksichtslosen Landspekulanten des Nankeetums heißt eben: the only good Indian is a dead one. (Der einzig gute Indianer ist der tote Indianer.) Die Aufteilung des letzten Indianer-Territoriums verbunden mit zwangsweiser Zerstreuung der wenigen noch vorhandenen Indianerfamilien wird nicht mehr lange aufzuschieben sein. Vielleicht, daß man dann, wie es in Australien nach einer Jahrzehnte lang systematisch verfolgten Ausrottungs-Politik mit der eingeborenen Rasse jetzt geschieht, zuguterletzt noch sentimentale Anwandlungen für die letzten Repräsentanten einer untergehenden Menschenart empfinden und dieselben, wie wertvolle Museumsstücke, leider vergeblich zu konservieren versuchen wird. Eine solche Anwandlung humanerer Empfindungen würde aber schon jetzt zu spät kommen. Das Schicksal der roten Rasse ist besiegelt, weil man ihr die notwendige Zeit zu allmählicher Anpassung an eine höhere Kultur nicht gegeben hat. Diese Thatsache einfach mit der Darwinistischen Modetheorie vom „Kampf ums Dasein“ und der dadurch „gebotenen“ Ausrottung nicht anpassungsfähiger Individuen und Rassen abthun zu wollen, erscheint mir als Brutalität. Will man das brutale Konkurrenzprinzip auch auf die menschlich-sittliche Welt übertragen, so läßt uns die vermeintliche Veredelungstendenz desselben im Stich, es sei denn, daß man beispielshalber den zähen Neger, den Chinesen oder gar den „ewigen“ Juden für einen edleren Menschheits-Typus gelten lassen möchte, als den letzten Mohikaner. Auch wer seine Studien bezüglich der roten Rasse nicht auf Coopers Romane beschränkt hat, muß die im großen und ganzen vortreffliche und höchst eigentümliche physische, moralische und intellektuelle Uranlage derselben anerkennen. Und sicherlich sind es nicht eben die besseren Seiten einer „höheren“ Kultur gewesen, welche es sich haben angelegen sein lassen, diesen ursprünglich eigenartigen Typus der Menschheit zu Grunde zu richten. Jeder Kenner der Geschichte der nord-amerikanischen Indianer-Kriege muß zugeben, daß die letzteren ebensoviele Schmutzflecke auf dem Sternenbanner bilden, und daß die



Indianer-Politik der U. S. von Anfang an bis auf den heutigen Tag aus einem Kettengewebe von Heuchelei, Vertragsbrüchen und Grausamkeiten besteht.

Ich möchte den Indianer Nordamerikas so wenig für minderwertig und daher im bessern Sinne kulturunfähig gelten lassen, daß ich seine Ausrottung vielmehr gerade deshalb bedaure, weil dadurch die Erde um eine genial angelegte und hoffnungsvolle Rasse betrogen ist.

Die Natur des nordamerikanischen Indianers läßt sich als eine in vieler Hinsicht urwüchsig geniale bezeichnen. Der Indianer macht im Gegensatz zu dem mehr affenartig und komisch berührenden Typus der schwarzen oder gelben Rasse schon seinem Äußeren nach eher einen „dämonischen“ Eindruck. Dämonisch ist aber das über die gewöhnliche Menschlichkeit hinausgehende Geniale, mag dieses nun mehr in der Richtung des Willens oder der Vorstellung gravitieren. In der Richtung des Willens bezeichnen wir die Genialität als Heroismus, Genialität der Vorstellung und besonders der Phantasie ist Poesie. Der nordamerikanische Indianer ist gleichermaßen poetisch und heroisch veranlagt. Einerseits bezeichnet ihn schon Schoolcraft mit Recht als

a man without a fear,  
a Stoic of the wood<sup>1)</sup>

und andererseits gesteht der selbst gewiß objektiv und rein wissenschaftlich, ohne Sentimentalität urteilende Anthropologe Waitz, der Indianer sei voll ursprünglichster Poesie, wie seine Sprache und Ausdrucksform; Kirklam meint, der indianische Krieger lasse sich nur mit den Griechen Homers einigermaßen vergleichen, vielen Indianerfehden fehlte nichts als ein Homer, um sie zu Iliaden zu verarbeiten.

Schon Hamann, der Magus des Nordens, hat die Poesie die Muttersprache des Menschengeschlechts genannt, und du Prel nennt Poesie die paläontologische Weltanschauung, mit Recht, sofern nachweisbar kulturgeschichtlich die poetische Anschauung und Ausdrucksform der prosaischen vorausgeht. Der nordamerikanische Indianer lebt noch ganz in dieser paläontologischen Anschauungsweise und

<sup>1)</sup> Ein Mann, der Furcht nicht kennt,  
Ein Stoiker des Waldes.

Ausdrucksform und offenbart darin eine Genialität, wie wir sie bei anderen Naturvölkern vergeblich suchen, seine Sprache ist durch ihren unmachtmlichen poetischen Zauber und ihre darauf beruhende packende Rhetorik bezeichnend. Ein Muster derselben, die Rede eines Choctaw-Häuptlings, gesprochen 1843 in Erwiderung auf die des Agenten der Vereinigten Staaten, mag dafür angeführt werden:

„Bruder, wir haben Deine Rede gehört, wie wenn sie von den Lippen unseres Vaters käme, des großen weißen Häuptlings in Washington, und mein Volk hat mir aufgetragen, zu Dir zu sprechen. Der rote Mann hat keine Bücher, und wenn er seine Meinung mitteilen will, wie sein Vater vor ihm, so spricht er sie aus durch seinen eigenen Mund. Er fürchtet die Schrift. Wenn er selbst spricht, weiß er, was er sagt, der große Geist hört ihn. Schrift ist die Erfindung der Bleichgesichter, sie gebiert Irrtum und Streit.

Der große Geist spricht — wir hören ihn im Donner, im brausenden Sturm, in der mächtigen Woge — aber schreibt niemals, Bruder! Da Du jung warst, waren wir stark, wir kämpften an Deiner Seite, jetzt aber ist unser Arm gebrochen. Ihr seid groß, mein Volk ist klein geworden. Bruder! meine Stimme ist schwach, Du kannst sie kaum hören; sie läßt nicht den Ruf eines Kriegers erschallen, sondern die Klage eines kleinen Kindes; ich habe sie verloren durch die Klagen über das Unglück meines Volkes. Dies sind die Gräber der Geschiedenen, in diesen alten Fichten hörst Du das Rauschen ihrer Geister. Ihre Asche ist hier und wir sind zurückgeblieben sie zu schützen. Unsere Krieger sind fast alle weit nach Westen gezogen, aber hier sind unsere Toten. Sollen auch wir gehen und ihre Gebeine den Wölfen überlassen? Bruder! wir haben zweimal geschlafen, seitdem wir Dich reden hörten. wir haben darüber nachgedacht. Du willst, daß wir unser Land verlassen sollen, und sagst uns, ja es sei der Wunsch unseres Vaters. Wir möchten sein Mißfallen nicht erregen. Wir verehren ihn, wie seine Kinder. Aber der Choctaw denkt immer nach. Wir brauchen Zeit, um zu antworten.

Bruder! Unsere Herzen sind voll. Vor 12 Wintern haben unsere Häuptlinge unser Land verkauft. Jeder Krieger, den Du hier siehst, war gegen den Vertrag. Wenn die Toten hätten mitsprechen können, wäre er nimmer zu Stande gekommen; aber ach!

obwohl sie rings umher standen, konnte man sie nicht sehen, noch hören. Ihre Thränen kamen in den Regentropfen herab und ihre Stimme im klagenden Winde, aber die Bleichgesichter wußten nichts davon und nahmen unser Land. — Bruder! Wir wollen jetzt nicht klagen, der Choktaw leidet, aber er weint nimmer. Euer Arm ist stark, und wir vermögen nichts gegen ihn; aber das Bleichgesicht betet zum großen Geist, und so thut der rote Mann. Der große Geist liebt Wahrheit. Da Ihr unser Land wegnahmt, versprachet Ihr uns ein anderes. Dort steht Euer Versprechen im Buche. Zwölfmal sind die Blätter von den Bäumen gefallen, aber wir haben kein Land erhalten. Unsere Häuser sind uns genommen worden. Der Pflug des weißen Mannes gräbt die Gebeine unseres Volkes aus der Erde. Wir wagen nicht, unser Feuer anzuzünden, und doch habt Ihr gesagt, wir sollten hier bleiben, und Ihr wolltet uns Land geben.

Bruder! Ist das Wahrheit? Aber wir glauben jetzt, daß unser großer Vater unsere Lage kennt, er wird uns hören. Wir sind nun trauernde Waisen in unserem Lande, aber unser Vater wird uns bei der Hand nehmen. Wenn er sein Versprechen erfüllt, wollen wir auf seine Rede antworten. Aber wir können jetzt nicht darüber nachdenken. Der Kummer hat uns zu Kindern gemacht. Wenn unsere Sache geordnet ist, werden wir wieder Männer sein und mit unserem großen Vater reden über den Vorschlag, den er uns gemacht hat.

Bruder! Du stehst im Dienste (in den Mokassins) eines großen Häuptlings, Du sprichst die Worte eines mächtigen Volkes und Deine Rede war lang. Mein Volk ist klein, sein Schatten reicht kaum bis an Deine Knie, es ist zerstreut und ist fortgegangen. Wenn ich rufe, höre ich meine Stimme in der Tiefe der Wälder, aber keine Antwort kommt zurück. Meine Worte sind deshalb wenige. Ich habe nichts mehr zu sagen, als Dich zu bitten, daß Du meine Rede dem großen Häuptling der Bleichgesichter mittheilst, dessen Bruder neben Dir steht.“

Diese Rede ragt keineswegs über den Durchschnitt indianischer Beredsamkeit sehr hervor. Schon dieser Hinweis auf das indianische Ausdrucksvermögen, welches doch immerhin einen Maßstab für die geistige Veranlagung bietet, — denn die Sprache ist das Werkzeug

des Geistes —, könnte genügen, um die Behauptung gründlich abzufertigen, als ob die Rothhaut eine minderwertige Menschenrasse bedeckte. Man müßte dann entweder Bücherweisheit und andressierte Fähigkeiten mit natürlicher Intelligenz verwechseln, oder selber auf dem brutal niedrigen Standpunkt jener Trapperweisheit stehen, die dem Indianer die Seele abspricht, um sich das Gewissen wegen der aller Menschlichkeit hohnsprechenden Indianer-Politik des Nankeetums zu beruhigen, eine Weisheit, die übrigens schon in der alten Tragödie „Pontiac“, die wahrscheinlich von William Rogers verfaßt ist, vertreten wird:

Osbourn:

I fear their ghosts will haunt us in the dark.

Honnyman:

It's no more murder than to crack a louse.  
That is, if you've the wit to keep it private.  
And as to haunting, Indians have no ghosts,  
But as they live like beasts, like beasts they die.  
I've killed a dozen in this selfsame way,  
And never yet was troubled with their ghosts.

Osbourn:

Then I'm content, my scrouples are removed.<sup>1)</sup>

Die niedere Intelligenz des Indianers soll vornehmlich durch seinen Aberglauben bestätigt werden.

Nun ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Indianer Nordamerikas, wie alle Naturvölker in der That vielfach sehr bizarren Superstitionen huldigen. Ob freilich in bedeutend höherem Grade,

<sup>1)</sup> Osbourn:

Ich fürchte, ihre Geister werden uns im Finstern beunruhigen.

Honnyman:

S' ist nicht mehr Mord, als eine Laus zu knacken,  
Das heißt, wenn Ihr nur so viel Witiz habt, es geheim zu halten!  
Und was das Spuken angeht, Indianer haben keine Seelen,  
Sondern, wie sie gleich Tieren leben, so sterben sie wie Tiere.  
Ich habe schon ein Duzend auf diesem Wege getötet  
Und ward doch nie durch ihre Geister heimgesucht.

Osbourn:

Dann bin ich beruhigt, meine Skrupel sind beseitigt.

als auch zur Zeit noch die niederen Massen der sogenannten Kulturvölker, dürfte nicht so leicht zu entscheiden sein. Eine vergleichende Statistik zwischen den beisehalber bei den unteren Nankee-Klassen grassirenden abergläubischen Vorstellungen und denen irgend eines Indianerstammes ist noch nirgends versucht worden. Andererseits fiel es bereits den ersten Gelehrten, die sich die Erforschung der indianischen Religionsvorstellungen zur Aufgabe machten, auf, daß letztere im wesentlichen auf einen ziemlich geläuterten und oft geradezu erhaben anmutenden Pantheismus oder auch, wenn man will Monotheismus, auf den Glauben an Gitsche-Manittu, den großen Geist hinausliefen, also auf eine Naturreligion, über die bei den Kulturvölkern, wenn wir von den offenbarten positiven Religionen absehen, auch viele große Denker nicht hinausgekommen sind. Ein Vorwurf, der den meisten Bläßgesichtern, die sich mit der Erforschung und Darstellung indianischen Aberglaubens bisher befaßt haben, nicht erspart werden kann, heißt Oberflächlichkeit.

Gemildert wird derselbe nur durch denjenigen Mangel psychologischen Wissens, welcher die rein negative Aufklärung überhaupt kennzeichnet.

Die oberflächliche bloß negative Aufklärung verkennt nämlich durchweg die Möglichkeit, daß auch den bizarrsten abergläubischen Vorstellungen und Praktiken ein thatsächlicher Kern zu Grunde liegen kann, der der Beachtung wert ist. Schon daß gewisse ohne weiteres von ihr zum Aberglauben gerechnete Überzeugungen, wie z. B. diejenige von abnormen Fähigkeiten der menschlichen Seele, wie Hellsehen, Fernsehen und Fernwirken sich in allen Zeiten und allen Breiten wiederfinden, daß der Westfale und Schotte in dieser Hinsicht übereinstimmt mit den orakelgläubigen Hellenen und dem „medizin“-gläubigen Indianer, hätte sie stuzig machen sollen. Liegt ferner nicht ein auffälliger Widerspruch darin, diese Rothhäute, die auf dem Kriegspfad und in der Ratsversammlung nicht selten so erstaunliche Proben ihres natürlichen Scharfsinns in der Aufdeckung fremder Listen und Intriguen an den Tag legen, die zudem mit oft unglaublicher Sinnesschärfe begabt sind, andererseits als völlig unkritische Opfer einer verächtlichen Gaukelei zu betrachten, als welche ja die sogenannte indianische Medizin von Bläßgesichtern gemeinhin abgethan zu werden pflegt? Auch die keineswegs mühe-

lose Methode, durch welche sich der indianische Medicinmann bildet, und der außerordentliche Charakter einzelner hervorragender Medicinmänner, — ich werde im folgenden einige Beispiele geben —, hätte die psychologische Forschung aufmerksamer machen sollen. Aber freilich sagt schon Heraklit:

„Durch seine Unglaubhaftigkeit entschlüpft das Wahre dem Erkenntwerden.“

Unsere gewöhnliche, materialistische Ethnologie findet in der indianischen „Medizin“ nichts anderes, als plumpe indianische Gaukelkünste. Wir dagegen möchten zur Untersuchung anregen, ob sie damit Recht hat oder ob nicht doch auch hier unter der Spreu bizarrer, dem Zivilisationsmenschen unverständlicher Praktiken einige Weizenkörner, nämlich übersinnliche Seelenkräfte und abnorme psychologische Phänomene sich verbergen, für deren Entwicklung Naturvölker überhaupt, ganz besonders aber, wie es scheint, die der indianischen Rasse, günstiger veranlagt sein dürften, als die von der Natur vielfach ab irrende höhere Kultur.

Es ist schwer, eine umfassende Begriffsbestimmung dessen zu geben, was der Indianer alles mit dem Worte „Medizin“ bezeichnet. Das Wort selbst ist bei ihnen seit etwa 200 Jahren von den Blafgesichtern übernommen, augenscheinlich weil den Blafgesichtern zuerst das Auftreten der Medicinmänner am Krankenlager auffiel.

In den zahlreichen Zusammensetzungen, in denen jedoch der Indianer das Wort verwertet, geht die Bedeutung desselben weit über die einer magischen Heilkunst hinaus. Der Indianer kennt ein Medicinland, eine Medicinhütte, einen Medicinpfehl, einen Medicinsack usw.; am ersten möchte noch das griechische *θεῖός* den richtigen Sinn wiedergeben, für das es ja auch im Deutschen an einem kongruenten Wortbilde fehlt; denn Ausdrücke, wie „gewaltig“, „furchtbar“ sagen hier theils zu viel, theils zu wenig; manchmal könnte man es als heilig, manchmal wieder als unheilvoll übersetzen. Der Medicinmann ist dem Indianer so wenig ein bloßer Gaukler, daß ihm vielmehr ein Arzt wie Hippokrates, ein Weiser

wie Sokrates einerseits ebenso als solcher gelten würde, wie andererseits ein Feldherr wie Napoleon I. oder ein Dichter wie Goethe. Der Medicinmann ist ein *αἰγιόχος θεὸς*.

Freilich führt der Indianer eben alles Gewaltige, sei es im guten oder bösen Sinne, wieder auf mystische oder occulte Kräfte zurück, auf das Dämonische im Sinne Goethes. Vergleiche Eckermanns Gespräche mit Goethe (Reclam II, S. 62, 190, 201, 204, 205, 207, 217, 227, 229).

Ich erwähnte schon, daß einer der ältesten Forscher des indianischen Charakters, Schoolcraft, als Hauptmerkmal desselben den stoischen Heroismus hervorhob, und nannte selber diesen Heroismus Genialität der Willensseite des Menschen. Dieser Heroismus besonders in seiner Richtung auf das Erdulden körperlicher Strapazen und Schmerzen ist dem für Schmerz und Unbequemlichkeit überempfindlichen Zivilisationsmenschen besonders befremdlich, er ist geneigt, ihn aus einer stumpferen Nervendisposition zu erklären. In Wahrheit verhält es sich damit etwas anders. Der Indianer erzieht sich durch eine „Medizintortur“ methodisch zum heroischen Krieger. Hören wir darüber einen deutschen Maler (Rudolf Cronau), der mehrere Wochen lang auf den Jagdgründen der Dakotas Studien angestellt hat:

„Unter den Männern“, schreibt er,<sup>1)</sup> „fielen mir einige auf, deren Arme und Beine regelmäßige Punkte und kleine Rechtecke zeigten, die wie eine förmliche Tätowierung erschienen. Als ich einen der so Gezierten fragte, wie diese Punkte hervorgebracht seien, zog er mit Daumen und Zeigefinger ein Stückchen Haut straff in die Höhe und deutete an, daß dieselbe mit einem Messer dicht unter den Fingern durchschnitten werde, so daß sich ein rundes Loch bilde. Die Arme des Gefragten wiesen nicht weniger denn je 60 bis 70 derartige Narben auf, die in regelmäßigen Stichen vier-, fünf- und sechsfach nebeneinander standen und in ihrer lichterem Färbung scharf von der eigentlichen Hautfarbe abtachen. Andere Indianer trugen auf jeder Brustseite ähnliche, etwas größere Narben; dieselben rühren von langen, unter den Brustmuskeln durchgezogenen Lederstricken her, vermittelst welcher die Indianer während der

<sup>1)</sup> Rudolf Cronau, Im wilden Westen, eine Künstlerfahrt. S. 54 ff.

Kriegerprobe die Selbsttortur ausüben. Diese Selbsttortur findet während des berücksichtigten Sonnentanzes statt, und die jungen Krieger hängen oft einen vollen Tag lang an den am Medizinpfehle befestigten Lederriemen, bevor das Gewicht des Körpers das Zerreißen der Brustmuskeln herbeiführt.

In dem Streben, den Ruf eines besonders tapferen, standhaften Kriegers zu erlangen, suchen die jungen Männer in der Erfindung von scheußlichen Selbstquälereien einander zu überbieten, namentlich waren vor zehn, zwanzig Jahren noch Selbsttorturen im Schwange, die an Grausamkeit wohl kaum überboten werden können. Mit Daumen und Zeigefinger wurde zunächst das Fleisch an Schultern und Brust emporgezogen und mit einem Messer durchbohrt, dessen Klinge an beiden Seiten sägeartig zerhackt worden war, so daß jeder Einschnitt den größtmöglichen Schmerz verursachen mußte.

Durch die auf solche Weise erzeugten Wunden wurden Holzpföcke von der Dicke eines Fingers geschoben, dann ließ man vom Dache der Medizinhütte zwei Lederriemen herab, die man an den Pföcken befestigte und woran man nunmehr die Gemarterten soweit in die Höhe hißte, daß die Füße den Boden nicht mehr berührten. Darauf wurde das Fleisch der Ober- und Unterarme, der Hüften, der Schenkel in gleicher Weise durchbohrt, in gleicher Weise mit Holzpföcken versehen und diese Pföcke obendrein mit dem Schilde, dem Medizinbeutel oder mit Büffelschädeln beschwert, sodann wurde der Körper soweit emporgezogen, bis auch diese Anhängsel frei in der Luft schwebten. So gewährten die Gemarterten einen entsetzlichen Anblick; Ströme Blutes rieselten an dem nackten Körper herab, schwer hing der Kopf nach vorn oder hinten über, die Zunge trat weit zum Munde heraus. Das Fleisch war da, wo die Holzpföcke und Lederriemen befestigt waren die den Körper in der Schwebe hielten, bis sechs oder acht Zoll emporgehoben. Endlich drehte man die Dulder um sich selber herum, erst langsam, dann immer schneller und schneller, bis der so grauenhaft Behandelte nahezu das Bewußtsein verloren hatte, und entsetzliches Schmerzgestöhne sich mit den zum großen Geiste emporgesandten Gebeten verband. Aber schneller und immer schneller erfolgten die Drehungen, keine Sekunde der Erholung wurde vergönnt, bis auch der letzte



Schmerzenschrei, der letzte Seufzer verflungen war und kein Zucken mehr verkündete, daß noch Lebensgeister vorhanden seien. So blieb der Gemarterte fünfzehn, zwanzig Minuten lang hängen, anscheinend ein lebloser Körper und nun, nachdem der Medizinbeutel der völlig kraftlosen Hand entsunken war, ließ man den Ohnmächtigen endlich wieder zum Boden hinab, nur aber, um ihn neuen Martern entgegenzuführen. Man entfernte zunächst die Holzpföcke aus Brust und Schultern, beließ aber die übrigen nebst ihrem Gewicht, und so schleppte sich der Gequälte, nachdem er wieder zu sich gekommen, zu einem neuen Martyrium, indem er seine Hände auf einen Büffelschädel legte und sich zu Ehren des großen Geistes den kleinen, mitunter sogar auch noch den Zeigefinger der linken Hand abhacken ließ.

Während all dieser Torturen standen die Häuptlinge und Krieger als Zuschauer ringsumher, um zu entscheiden, wer am längsten zu widerstehen vermöge. Endlich wurden die Armen zur Medizinhütte hinausgeführt, aber ihre Qual hatte immer noch kein Ende, noch waren ja die Büffelschädel, der Schild, die Anhängsel an den Pföcken befestigt. Und nun begann der sogenannte „letzte Lauf“. Bleich und erschöpft durch Blutverlust und vier Tage langes Fasten, standen die Dulder, harrend der neuen Pein. Und jeder derselben ward auf ein gegebenes Zeichen von zwei Kriegern bei den Armen ergriffen und im schnellen Laufe fortgerissen, so wild als möglich, um die Medizinhütte herum, so daß Büffelschädel, Schild und alles andere an den Pföcken befestigte auf und niedersprang, wobei der Indianer in der Regel das Bewußtsein verlor, ehe auch nur der halbe Kreis durchgemacht war. Endlich riß man ihnen alles, was an den Pföcken befestigt war, mit Gewalt ab, bedeckte sie mit Weidenbüschen und ließ sie liegen. Nach einiger Zeit schleppten sich dann die wieder zum Bewußtsein gekommenen so gut sie konnten zu ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband. Hatte so der Indianer durch das standhafte Ertragen dieser entsetzlichen Martern den Beweis erbracht, daß er würdig sei, ein Krieger zu heißen, so schloß er sich einem Häuptling an, um demselben auf dem Kriegspfade zu folgen.

Die letzte dieser grausigen Torturen hatte in Standing Rock

ein Jahr vor meinem Besuche stattgefunden, jetzt aber war die Ausübung derselben durch den Agenten verboten worden.“

\* \* \*

\* Offenbar handelt es sich bei dieser indianischen Kriegerprobe um nichts geringeres, als um methodische Herbeiführung einer ähnlichen Abstumpfung gegen physische Schmerzen und schließlicher Empfindungslosigkeit, wie sie sich mit hypnotischen und somnambulen Zuständen verknüpft. Ganz besonders geeignet dazu dürfte der schließlich durch die Drehungen am Medizinpfahl erzeugte Schwindel erscheinen. Hat die Schmerzempfindung erst einmal die letzte Schwelle überschritten, so tritt mit der plötzlich erreichten Bewußtlosigkeit nicht selten geradezu vermöge des Gesetzes der Reaktion eine Art von Wonnetraum ein, und die Erinnerung an diesen sowie das Bewußtsein des überstandenen früheren Schmerzes muß allerdings zum aktiven und passiven Heroismus zu allen kriegerischen Tugenden besonders geeignet machen; nach Tacitus möchte man fast annehmen, daß bei den alten Germanen eine ähnliche Abhärtungsmethode des jungen Kriegers üblich gewesen sei.

Auch die „dämonische“ Grausamkeit des Indianers, welche nicht abgeleugnet werden kann, erscheint moralisch in milderem Lichte, wenn man, was auch Cooper bereits in seinen durchaus lebenswahren Romanen betont, bedenkt, daß er von sich aus auch andere beurteilt und in dem Triumph des Willens über körperliche Qualen eine hervorragende menschliche Tugend erblickt, welche zu bezeugen nach seiner Meinung eine Ehre für den Gefangenen sein muß, den er an den Marterpfahl bindet.

Giordano Bruno würde die indianische Kriegertortur vielleicht als ein Beispiel seiner eigentümlichen, von ihm zur Erklärung der verschiedensten abnormen Seelenphänomene aufgestellten Theorie von den „Kontraktionen“ oder seelischen Kraftanspannungen haben anführen können. (Vergl. Jordanus Brunus, *Sigillus sigillorum. Opera latina*. Gfrör S. 369 des *multiplici contractione*; übersetzt in „Spaziergänge eines Wahrheitsuchers ins Reich der Mystik“, von W. Ludwig, S. 186—200.) Er würde sie der 15. und letzten der von ihm aufgestellten *contractiones* zuordnen, welche er selbst für die löblichste erklärt, indem er sagt: „Ich bin geneigt zu glauben, daß

der, welcher sich noch vor körperlichen Übeln fürchtet, niemals etwas Göttliches gekostet hat.“

\* \* \*

Die indianische Medizin umfaßt das ganze Gebiet des sog. Occultismus oder der praktischen Mystik, die schwarze und weiße Magie. Der Glaube des Indianers an magische Kräfte ist unerschütterlich und zwar geht seine Überzeugung dahin, daß die rote Rasse in ganz besonderem Grade zur Entwicklung derselben befähigt sei. In drastischer Weise tritt dies in einer Legende zu Tage, die der Wyandot-Häuptling Orwahento einem Reisenden erzählte.

### Indianer-Legende vom nackten Mann und bekleideten Mann.

Es trafen sich ein nackter Mann und ein bekleideter. Sie begannen miteinander eine Unterhaltung.

„Ich gehe, um meine Schöpfung zu übersehen, die ich gemacht habe“, sagte der letztere, welcher „Gut“ hieß, „aber wer seid Ihr?“ „Bekleideter Mensch“, sagte ersterer, „Ich bin so mächtig, wie Du! Ich habe alles Land gemacht, das Du siehst!“ „Nackter Mann“, erwiderte der Bekleidete, „ich habe alle Dinge gemacht, erinnere mich aber nicht, Dich gemacht zu haben.“ „Willst Du meine Macht kennen lernen“, sagte der Nackte, „so wollen wir unsere Kräfte erproben. Laß jenen Berg hierherkommen, und darnach will ich dasselbe thun, und wir werden sehen, wer die stärkste Macht hat.“ Der Bekleidete fiel auf seine Knie und betete, aber es trat kein Erfolg ein, auch nicht zum Theil. Dann zog der Nackte seine Rassel aus dem Gürtel und begann sie zu schütteln und zu murmeln, nachdem er zuerst dem anderen die Augen verbunden. Nach einiger Zeit sagte er: „Siehe“. Er enthüllte ihm die Augen, und siehe, der Berg stand vor ihm und erhob sich in die Wolken! Dann verband er ihm wieder die Augen, nahm seine Rassel wieder und murmelte. Der Berg hatte seine frühere Entfernung wiedergewonnen.

Der Bekleidete hielt in seiner Linken ein Schwert, in der Rechten die Gebote Gottes. Der Nackte hatte in der einen Hand eine Rassel und in der anderen eine Kriegerkeule. Die Macht des Schwertes zu zeigen, schlug der Bekleidete einen Zweig ab und

legte ihn vor sich hin. Der Nackte nahm ihn auf und hielt ihn wieder an die Schnittfläche des Baumes und er wuchs wieder an. Dann nahm er seine Keule, welche platt und stumpf war, schlug damit den Zweig ab und heilte ihn wiederum an. Der Nackte konnte seiner Rassel dieselben Antworten entlocken, wie der andere seinem Buch. Der Bekleidete versuchte die Keule zu gebrauchen, konnte sie aber nicht mit Geschick verwenden, während der Nackte das Schwert nahm und so gut gebrauchen konnte, wie der andre.“

Diese Legende ist in mehr als einer Richtung von besonderem psychologischen und ethnologischen Interesse. Zunächst erinnert sie in ihrer Hyperbel vom Versehen des Berges an ein bekanntes Wort des christlichen Heilands. Sie deutet sodann durch Gegenüberstellung des nackten und bekleideten Mannes an, daß die Zivilisation den Glauben, der eine Voraussetzung aller magischen Fähigkeiten sein soll, schwäche. Sie stellt die naturwüchsige, hellseherische Einsicht über die diskursive, indem sie die Rassel, das magische Instrument, dem Buche des Bekleideten vorzieht.

Die Rassel, als vermeintliches Erregungswerkzeug geheimnisvoller Kräfte, bietet ein besonderes ethnologisches Interesse, insofern sie an das Sistrum der alten Ägypter erinnert. Als hypnotisierendes Werkzeug kommt sie sogar in der Tierwelt zur Anwendung: die Klapperschlange, dieser Hypnotiseur unter den Reptilien, bedient sich ihrer Rassel oder Klapper, um ihre Opfer, besonders kleine Vögel, in eine schreckhafte Lähmung zu versetzen und wehrlos und fluchtunfähig zu machen.

Die oftmals sehr auffällige Wiederholung derartiger „magischer“ Hilfsmittel und Gebräuche hat manche ethnologische Forscher veranlaßt, gerade darauf ihre mannigfaltigen Hypothesen von einem verwandtschaftlichen Zusammenhang der Indianerstämme mit den verschiedensten Rassen und Völkerschaften der alten Welt zu begründen. Missionäre haben die Indianer Nordamerikas mit Vorliebe für die Nachkommen der angeblich verloren gegangenen 10 Stämme Israels gehalten, und ich erinnere mich eines dicken Folianten aus der Göttinger Bibliothek, dessen Verfasser und Titel ich leider vergessen habe, in dem diese absurde, bekanntlich auch in einigen

der berühmten Indianerromane Coopers verfißlierten Behauptung unter besonderem Hinweis auf die Prophetengabe der Mediziner mit unglaublichem Aufwande scholastischer Gelehrsamkeit bewiesen werden soll.

Anderer haben die Egyptianer aus gleichem Grunde zu Stammvätern der Indianer gemacht. Schoolcraft, *the American Indians*, S. 206 schreibt: „Das Vorkommen einer zahlreichen Klasse von Jossakeds oder „Flüßlerern“ (das Wort bedeutet soviel als leises Gemurmel auf der Erde) ist ein Zug, der an eine ähnliche Menschenklasse der östlichen Halbkugel im Altertum erinnert. In der That sind diese Personen die Magier der westlichen Urwälder. Bei der Ausübung ihrer Künste und besonders in den Begriffen, die sie über die Heiligkeit des Feuers und über die Seelenwanderungslehre an den Tag legen, muß man eine Abkunft von den Schülern des Zoroaster und der fruchtbaren persischen Rasse weit eher denken als an eine solche von der geistig weit beschränkteren Mongolenrasse.“

Mit demselben Rechte könnte man augenscheinlich auf die Druiden verweisen. Vielmehr hätte man meines Erachtens zunächst umgekehrt aus dem gleichförmigen Auftreten der fraglichen magischen und transcendentalen Gebräuche und Fähigkeiten auf eine allgemeine menschliche Prädisposition folgern sollen.

Will man die Frage nach dem ethnologischen Zusammenhang der Indianer einmal aufwerfen, so dürfte Geographie und Körperbau am meisten für eine Einwanderung aus Nordost-Asien etwa über die Behringstraße sprechen, und wäre dann das Medizinwesen der Indianer am natürlichsten auf den Schamanismus zurückzuführen.

Den nordöstlichsten Stamm der Rothhäute bildet das Volk Tlinkit auf Alaska, über dessen Schamanismus uns Dr. Aurel Krause in seiner wertvollen Monographie (Jena 1885) über „die Tlinkit-Indianer“ nach den Ergebnissen seiner gemeinschaftlich mit seinem Bruder Arthur in den Jahren 1880—1881 dorthin ausgeführten Reise berichtet. Ich hebe aus diesem Bericht folgendes hervor:

„Wer die Schamanenwürde erlangen will, begiebt sich in die Einsamkeit der Berge und Wälder und lebt hier abgeschlossen von jeder menschlichen Gemeinschaft ein bis zwei Wochen, während welcher Zeit er sich nur von den Wurzeln der in dieser Gegend häufigen Auraliaceen, *Panax horridum*, ernährt. Die kürzere oder längere Dauer seines Aufenthaltes in der Wildnis hängt von dem früheren oder späteren Erscheinen der Geister ab. Wenn er diesen endlich begegnet, so sendet ihm der vornehmste unter ihnen eine Fischotter entgegen, in deren Zunge das ganze Geheimnis des Schamanismus enthalten ist. Die Fischotter geht gerade auf den Schamanenlehrling los, der, sobald er sie sieht, stehen bleibt und sie durch den einzigen Laut „oh“, welchen er viermal hintereinander mit verschiedener Betonung ausstößt, tötet. Sowie die Fischotter diesen Laut hört, fällt sie auf den Rücken und stirbt, indem sie die Zunge hervorsteckt. Der Schamane aber reißt ihr dieselbe aus mit den Worten: „Möge ich in meinem neuen Beruf tüchtig sein, möge ich gut zaubern und tanzen können“ usw. und verbirgt sie in einem eigens dazu gefertigten Körbchen, welches er an einem unzugänglichen Orte versteckt; denn wenn ein Uneingeweihter diesen Talisman, der „Kuschtalinte“, d. h. Zunge der Fischotter, genannt wird, finden sollte, so würde er (der Schamane) sofort den Verstand verlieren. Das Fell aber zieht er sorgfältig ab und verwahrt es als ein wichtiges Zeichen seiner Würde, während er das Fleisch in die Erde vergräbt.“

„Der Ruf eines Schamanen hängt von der Anzahl der Geister ab, die er in seiner Gewalt hat, und welche ihm, wenn er ein guter Schamane ist, große Reichtümer verschaffen; wenn er aber nicht Enthaltensamkeit bewahrt, wird er von seinen eigenen Geistern getötet“.

„Der Glaube an die wunderbare Macht und an die Worte des Schamanen, der jetzt einigermaßen wankend geworden ist (!), war früher unter den Tlinkit allgemein“. —

„Von einem der gegenwärtigen Tschilkat-Schamanen berichtete man uns das folgende Wunder: Vor zwei Jahren hatte das Erscheinen des Ssag, des Welfisches, lange auf sich warten lassen, und große Not unter der Indianerbevölkerung war die Folge gewesen. Da fuhr der Schamane, nachdem er vier Tage lang ge-

fastet hatte, in einem Kanoe mit all seinem Geräte hinaus ins Meer und ließ sich hier an einem 20 Faden langen Tau auf den Grund sinken. Als er nach längerer Zeit sich wieder hinaufziehen ließ und mit seinen Klappern und Schellen, die man bereits unter Wasser vernahm, über der Oberfläche erschien, verkündete er, daß der Ssag am folgendenden Tage kommen werde. In der That wurden am nächsten Morgen viele Seehunde und Delphine gesehen, welche als sicheres Zeichen der Ankunft des Fischzuges gelten, und als man zum Flusse ging, traf man dort auch den Fisch in großer Menge an. —

„Die Geister oder „jek“, mit welchen der Schamane in Verbindung tritt, zerfallen nach Weniamino (einem Russen und Priester der griechisch-katholischen Kirche, der mehrere Jahrzehnte unter den Tlinkit-Indianern als Missionär wirkte und 1840 zum Bischof von Neu-Archangel ernannt wurde) in drei Klassen, in die Kijek d. h. die oberen Geister, von dem Worte „Kina“ oben, in die „takijek“ oder Landgeister und in die „tekijek“ oder Wassergeister. Die „Kijek“, welche dem Schamanen immer als Krieger erscheinen, sind die Seelen der im Kampfe erschlagenen Personen; sie haben ihren Wohnsitz am nördlichen Himmel, der sich bei der Aufnahme neuer Seelen öffnet, was von denen, welchen ein baldiges Ende bevorsteht, gesehen werden kann.“ — „Die „takijek“ oder Landgeister erscheinen dem Schamanen immer in Gestalt von Landtieren; sie sind die Geister der eines gewöhnlichen Todes verstorbenen Tlinkit. Ihr Wohnsitz, der im fernen Norden liegt, heißt „Talanka“. Die „tekijek“ oder Wassergeister erscheinen in der Gestalt von Seetieren und sollen nach einigen auch die Geister dieser Tiere selbst sein.“ Jeder Tlinkit hat auch seinen eigenen Schutzgeist, den „tu Kinajek“ (tu = sein, Kina = oben, jek = Geist); aber einen schlechten und unreinen Menschen verläßt sein Geist oder tötet ihn auch wohl.

„Alle Geister lieben Sauberkeit und den Ton der Trommeln und Klappern. Deswegen muß ein Schamane, der die Geister herbeirufen will, drei bis zwölf Monate lang Enthaltbarkeit üben, und die Hütte, in welcher die Beschwörung vor sich gehen soll, muß sorgfältig gereinigt, und Gesänge und Tänze genau nach dem Takt der Trommeln

ausgeführt werden“. Von Dr. Krauses eigenen Beobachtungen referiere ich folgendes: „Der Glaube an die Kraft und an die Kunst des Schamanen ist auch jetzt noch, trotz der Belehrungen seitens der Missionäre, überall herrschend, und selbst solche, die sich äußerlich zum Christentum bekennen, nehmen in Krankheitsfällen oder bei anderen Gelegenheiten noch immer zum Schamanen ihre Zuflucht.“

„Als wir im Januar 1892 Klockwan, das Hauptdorf des Tschilkats, besuchten, war gerade vor einigen Wochen der alte Schamane des Rabenstammes gestorben. — Während unserer Anwesenheit wurde nun die Einführung des neuen Jchta gefeiert. Alle erwachsenen Angehörigen des Rabenstammes hatten vier Tage lang zu fasten, die Kinder nur zwei, der neue Schamane dagegen acht Tage lang, jedoch mit Erlaubnis eines Imbisses am Morgen des fünften Tages. Der ganze Stamm war in dem Hause des verstorbenen Schamanen versammelt, und an den Abenden wurden feierliche, von Gesängen begleitete Tänze um das lodernde Feuer des aus mächtigen Kloben aufgebauten Holzstoßes aufgeführt. Rings um das Feuer herum standen die Teilnehmer am Tanze, Männer und Knaben, die Knaben dem Feuer zunächst, alle in festlicher, sauberer Kleidung, geschmückt mit frischen Tannenzweigen, die um den Hals geschlungen waren. Im Hintergrunde und an der linken Seitenwand vom Eingange her hockten die Frauen mit ihren kleinen Kindern, der übrige Raum wurde von den dicht gedrängt stehenden Zuschauern eingenommen. Zur Rechten vom Eingange her stand auf einem etwas erhöhten Platze der Leiter der Feier, der den Takt zu den Gesängen angab, wobei er jedoch auch von einigen anderen alten Indianern unterstützt wurde. — Auf Stangengerüsten in seiner Nähe hingen die Attribute des Schamanen, der mit Zähnen, Schnäbeln und anderen klappernden Gegenständen besetzte Reif, welcher um den Nacken getragen wird, der Kopfschmuck mit den über den Rücken fallenden Hermelinfellen, die Tanzschürze, aus der Wolle der Bergziege gewebt, verschiedene Masken und anderes mehr. — Zwei ältere Schamanen, kenntlich an ihrem langen, aufgelösten Haar und dem phantastischen Kopfschmuck, waren ebenfalls anwesend — Die Gesänge wurden im Chor gesungen und durch Paukenschläge und



Uneinanderschlagen von zwei Holzstäben begleitet. Als Pauke dient ein bunt bemalter, hölzerner Kasten, dessen eine Seite mit einem Fell überzogen war; die Schläge wurden mit dem Fuße erteilt. — Von Zeit zu Zeit wurde der Gesang durch Ausrufe, kurze Fragen und Antworten unterbrochen, dann rückten wieder alle Teilnehmer mit wilden Gebärden, indem sie die geballten Fäuste vorstreckten und mit den Füßen auf den Boden stampften, gegen das Feuer vor und wieder zurück. — Alle diese Bewegungen wurden außerordentlich taktmäßig und mit großer Präzision ausgeführt. Nur kurze Erholungspausen gönnte man sich zwischen den einzelnen Gesängen, deren im ganzen vier mit großem Ernste und unter andachtsvoller Aufmerksamkeit der Versammlung gesungen wurden. Beim dritten Gesange wurden zwei hölzerne Truhen, die Hinterlassenschaft des verstorbenen Schamanen, durch die Rauchöffnung in den Raum heruntergelassen und die in ihnen enthaltenen Masken, Klappern, Trommeln usw. einzeln ausgepackt. Jede Maske wurde eine Zeitlang von einem Indianer gegen das Feuer gehalten, während der Gesang ununterbrochen fort dauerte.

Der vierte Gesang hatte ein lebhafteres Tempo. Während des wildesten Lärms durchbrach plötzlich ein junger Indianer, der sich vorher unter den Zuschauern verborgen gehalten hatte, in höchster Aufregung die Reihen der Tänzer, stürzte beinahe durch das Feuer hindurch auf die Holzpauke zu und fiel nach einigen krampfhaften Zuckungen bewusstlos neben derselben nieder, nachdem ihm noch von einem der Nächstehenden der Schamanenkranz über den Nacken geworfen worden war. — Es war dies der neue Schamane. — Eine Zeitlang blieb er hier bewusstlos liegen, während der Gesang ruhig fortgesetzt und die Störung scheinbar nicht beachtet wurde. Als er sich wieder erholt hatte, zog er sich unbeachtet in die Reihen der Zuschauer zurück, und bald darauf hatte auch die Feier ihr Ende.

Die Schamanengerätschaften, welche in den Truhen enthalten gewesen waren, wurden nun wieder auf demselben Wege, auf welchem sie in den Raum gekommen waren, nämlich durch die Rauchöffnung, aus demselben entfernt und zum Schluß weiße Daunenfedern, die vorher gleichfalls durch die Rauchöffnung herunter-

gelassen worden waren, in die Luft geblasen. Darauf verließen die Zuschauer den Raum, während der Rabenstamm, Männer, Frauen und Kinder, zu gemeinsamem viertägigen Fasten versammelt blieb. — Am Abend des dritten Tages führte auch der neue Schamane, nur mit einer bunten Tanzkette bekleidet und ein spitzes Messer in der Hand haltend, einen Tanz um das Feuer aus. — Der vierte Abend, der letzte der Feier, wurde im wesentlichen mit denselben Ceremonien, wie der erste begangen; doch bemerkten wir eine große Abspannung und Ermüdung der Teilnehmenden, und einige der jüngeren Knaben schienen bereits aus den Reihen derselben ausgetreten zu sein.“

\* \* \*

Denselben Charakter des Schamanentums zeigt die „Medizin“ auch der übrigen Indianerstämme Nordamerikas einschließlich selbst derjenigen im nördlichen Mexiko. Eine der besten Darstellungen dieses indianischen Medizinwesens bietet Henry R. Schoolcraft in seinem umfassenden Werke: „American Indians, their history, conditions and prospects“ (Buffalo 1851), ein Mann, der als Agent der Vereinigten Staaten Jahrzehnte unter diesen Stämmen zugebracht hat.

Ich hebe zunächst hervor, was er von dem bedeutenden Stamme der Chippewas und Allgonquins berichtet. Seite 206 ff.: „Die Existenz zahlreicher Klassen sogenannter Jossakeed oder Klüsterer (das Wort kommt von der Äußerung kaum hörbarer Laute am Erdboden) („Sungenreden?“) ist unter ihnen ein Zug, der den Leser an eine ähnliche Menschenklasse der östlichen Halbkugel im Altertum erinnern dürfte. In der That sind dies die Magier der Wälder des Westens. Diese Leute leiten ihre Ansprüche auf den Besitz übernatürlicher Kräfte von frühzeitigem Fasten, von Träumen, asketischen Übungen und Lebensgewohnheiten, oft auch von wirklichen oder verstellten Wahnsinnsanfällen her. Einige unter ihnen erwerben den Ruf großer Heiligkeit und verwenden ihren Einfluß auf politische Zwecke, sei es persönlich oder mit Hilfe eines populären Kriegers, wie denn hierauf auch die Erfolge des Sachems Buchanjahela Little Turtle und Tecumthé beruhen.“

„Kürzlich hatte ich Gelegenheit, mit einem Mitgliede dieser Klasse von Heiligen zu sprechen, das in den letzten Jahren zum Christentum bekehrt war, und habe mir einige Notizen über die Unterhaltung gemacht, die über den wahren Charakter dieser Personen ein wertvolles Zeugnis zu geben geeignet sind.“

„Chusco, so heißt die in Frage kommende Person, ist ein Ottawa-Indianer, jetzt etwa 70 Jahre alt, ein Mann von schlankem Wuchs, mit etwas vorgebeugter Haltung, der seine greisenhafte Schwäche durch einen Stab zu stützen pflegt. Seine Sehkraft ist etwas gemindert, aber sein Gedächtnis ungeschwächt, was ihn befähigt, auch solche Begebenheiten noch mit Genauigkeit zu berichten, die ein halbes Jahrhundert zurückliegen. Er war bei der großen Versammlung der nördlichen Indianer zu Greenville, welche durch General Wayne's Siege im Westen veranlaßt wurde, ein Ereignis, auf das die meisten dieser Stämme als auf den Abschluß einer Ära ihrer Geschichte zurückblicken. Später kehrte er in seine Heimat zu den oberen Seen zurück und begründete sich einen Wohnsitz in Michilimackinas, wo in späteren Jahren sich sein Weib zum Christentum bekehrte und sich mit der Missionskirche dieser Insel vereinigte. Der alte Indianerprophet, der zuerst den Christenglauben verachtete und nur wenig erbaut war von dem Übertritt seiner Frau, fühlte wenige Jahre darauf sich selber von den Wahrheiten des Christenglaubens überzeugt und ließ sich ebenfalls bekehren. Es war nicht lange nach diesem Übertritt, als der Schreiber dieser Zeilen ihn in seiner Wohnung aufsuchte und eine eingehende Prüfung seiner jetzigen Anschauungen und Ansichten im Vergleich zu seinen früheren anstellte. Ich bat ihn, über die Geschichte seiner Bekehrung zum Christentum mir Bericht zu erstatten, was er durch einen Dolmetscher in folgender Weise that:

„In der früheren Zeit meines Lebens lebte ich sehr gottlos, indem ich mich zu den Meta, den Jessukan und den Wabeno, den drei großen abergläubischen Richtungen meines Volkes hielt. Ich wußte nicht, daß dieselben auf Irrtümern beruhten, bis mein Weib, deren Herz von den Missionären bekehrt ward, mich darüber aufklärte.“ — „Das Individuum“, schreibt Schoolcraft, dessen eingehendere Mitteilungen über die der Bekehrung vorausgegangenen Seelenkämpfe hier nicht interessieren, „sahen mir ein interessantes

Glied in der geistigen Kette zwischen Heidentum und Christentum zu bilden, dessen Erforschung ich für sehr erheblich hielt. Ich empfand daher das Bedürfnis, von ihm einige Aufschlüsse über seine frühere Beschäftigung mit Nekromantik und prophetischer Kunst zu erhalten, die dahin führen könnten, philosophische Aufklärung zu schaffen. Er war der große „Gauler“ seines Stammes gewesen. Jetzt war er aufrichtig zum Christentum bekehrt. Was waren seine eigenen Vorstellungen von der Macht und den Künsten, die er ausgeübt hatte? Wie erschienen ihm diese Dinge jetzt nach Verlauf mehrerer Jahre, während welcher seine Anschauungen eine in mancher Hinsicht so schlagende Umwälzung erlebt hatten?

Ich fand seinerseits nicht die geringste Scheu, auf dies Gebiet sich einzulassen. Er schrieb seine ganze Fähigkeit in den trügerischen Künsten der Wirksamkeit des bösen Geistes zu, und er sprach davon in demselben ruhigen Tone, in welchem er andere Punkte seiner persönlichen Erfahrung dargelegt hatte. Er glaubte, daß er von einem Geiste besessen gewesen sei, dessen einziges Bestreben es sei, die Indianer zu täuschen und unglücklich zu machen. Er glaubte, daß dieser Geist ihn jetzt verlassen habe und daß er jetzt in den Gefühlen seines Herzens dem Geiste der Wahrheit angehöre.“

Schoolcraft ließ sich von Chusco genauere Mitteilungen über den modus operandi der indianischen „Medizin“ geben. Eine Hauptrolle spielt dabei die sogenannte Medizinhütte, ein aus pyramidal zusammengesetzten Pfählen gebildetes, mit Tierhäuten bedecktes Zelt. In dieses begiebt sich der Medizinnmann, um sich in Ekstase zu versetzen. Seine Hauptaufgabe besteht zunächst darin, das Zelt selbst dermaßen zu erschüttern, daß „die Anwesenheit der Geister“ sich den draußen in einiger Entfernung das Zelt umgebenden Zuschauern bemerklich macht. Chusco behauptet, es habe dazu nichts weiter bedurft, als die Trommel zu schlagen und seinen „Zauberfang“ abzusingen. Dann seien allmählich seine persönlichen „Manitos“ (Geister) in Wirksamkeit getreten und hätten eine „satanische Energie“ entwickelt. Er habe sie zwar nicht körperliche Formen annehmen

sehen, aber stets ihre geistige Gegenwart empfunden. Die Bewegung der Hütte wurde, so schien es ihm, durch heftigen Luftzug bewirkt, der oftmals die Gewalt eines kreisenden Wirbels erreichte.

Auf ungläubige Vorhalte Schoolcrafts beharrte er dabei, daß er bewußte willkürliche Tricks niemals angewandt habe, er sage die volle Wahrheit, wenn er die Bewegung lediglich auf den Einfluß des bösen Geistes zurückführe. Chusco behauptete ferner, er habe in und durch das Fleisch sehen können, er habe aus dem Körper der Kranken flüssige Stoffe, wie Galle und Blut zu ziehen verstanden; dabei machte er mit dem Munde die Bewegung des Sagens. Er erklärte auch die sogenannten Meta- oder Medizintänze und die Wabenotänze für Teufelswerk, unterschied aber zwischen diesen beiden indianischen Gebräuchen in der Weise, daß er die Meta für gute und böse Medizin ausgab, dagegen den Wabenotanz für eine bloße Äußerung leidenschaftlicher Stimmung und für Trick erklärte. Derselbe soll nach seiner Angabe keineswegs ein alter Gebrauch sein; er führte ihn auf einen Pottawattomie zurück, der ein Monat lang geisteskrank gewesen sei und nach seiner Genesung behauptet habe, er sei im Himmel gewesen und habe von dort göttliche Künste zurückgebracht, um seinen Stammesbrüdern zu helfen.

\* \* \*

Schoolcraft bemerkt ganz richtig, daß offenbar die Thatsache, daß Chusco auch nachträglich, nachdem er Christ geworden, an der Existenz der Geister festhielt, von denen er sich als Medizinsmann besessen glaubte, erklärlich werde, sobald man sich die Macht der anerzogenen oder auch wohl anererbten Denkgewohnheiten vergegenwärtigt. Der Indianer lebt eben noch ganz in der Darstellungsform des Kindes, das nicht nur seinen Puppen, sondern allen und jeden leblosen Gegenständen eine Seele beilegt, das nicht nur seine Träume selbstverständlich für eine Wirklichkeit hält, sondern auch seine eigenen Gedanken und Einbildungen vielfach objektiviert und personifiziert. Man betrachte nur die lebhaft dramatische im Spiel eines phantasievollen und sich allein überlassenen Kindes.

So haben auch die ersten Christen sich nicht sofort von der Nichtexistenz der heidnischen Götter überzeugen können, sondern dieselben für böse Dämonen erklärt.

Je reifer die Denkkraft des Menschen wird, um so sonderbarer muß ihm die mythologisch-animistische Denkweise früherer Stufen vorkommen. Der Indianer führt eben alles, was er nicht versteht, auf die Wirkung von Geistern zurück. Das ist seine stets bereit liegende Lösung jeglichen Naturräthfels und jedes Kunstwerks. Eine Uhr ist für ihn, da er ihren Mechanismus nicht versteht, ein Geist. Ein Kompaß, ein Juwel, ein Insekt usw., alles sind Geister. In seiner transcendentalen Astronomie entsteht der Donner aus dem Wirken besonderer Geister, und das Nordlicht ist für ihn ein Haufen tanzender Geister oder die Schar der abgetriebenen Seelen.

## Catherine Ogee Wyan Akweet Okwa,

die Prophetin von Chegoimegon.

Die in der Überschrift genannte Indianerin, das Weib der „blauen Wolke“, war ihrer Zeit, Anfangs dieses Jahrhunderts, die berühmteste Medizinfrau ihres Stammes, der Odjibwas am „Oberen See“. Sie hat nach ihrem Übertritt zur methodistischen Kirche ein umfassendes Bekenntnis über ihre Ausbildung und ihre Thätigkeit als Medizinfrau abgelegt, das ich, da es von hohem Interesse für die occultistische Forschung sein dürfte, in nahezu wortgetreuer Übersetzung mittheile.

\* \* \*

„Als ich noch ein Mädchen von 12 bis 13 Jahren war, sagte eines Tages meine Mutter zu mir, ich solle aufpassen, ob mir nicht etwas außergewöhnliches passieren werde. Bald danach hatte ich, es war mitten im Winter, eine sonderbare Erscheinung. Ich verließ die Wohnung und lief fort, so weit ich konnte, bis meine Mutter kam und mich fand. Sie schien zu wissen, um was es sich handelte. Sie befahl mir, ihr zu helfen, aus Fichtenzweigen eine kleine Hütte zu bauen. In dieser befahl sie mir zu bleiben und jedermann fern zu halten und zu meiner Unterhaltung Bast zu schälen; sie brachte mir eine Menge Bast, das ich zu Bastfäden

verarbeiten mußte, und sagte, sie werde in zwei Tagen wiederkommen, in der Zwischenzeit aber dürste ich nicht einmal Schnee kosten. Ich that, wie sie befahl. Als die zwei Tage herum waren, kam sie wieder. Ich hatte gehofft, sie würde mir etwas zu essen bringen, aber zu meiner Enttäuschung brachte sie nichts. Ich litt mehr an Durst, als an Hunger. Sie aber, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ich nichts genossen, setzte sich ruhig zu mir und sprach: „Mein Kind, Du bist die jüngste von Deinen Geschwistern, keiner meiner Söhne ist übrig geblieben, nur Ihr vier (sie meinte zwei ältere Schwestern, mich und ihr Söhnchen, das noch ganz klein war), wer soll für uns arme Weiber sorgen? Nun, meine Tochter, höre und gehorche! Mach Dein Angesicht schwarz und faste ernstlich, auf daß der Meister des Lebens sich Dein und unser aller erbarmen möge! Weiche nicht im geringsten von meinen Vorschriften ab, und in zwei Tagen werde ich wiederkommen! Ich will Dir beistehen und Dir sagen, ob du von dem wahren Geist begnadigt wirst, und wenn Deine Gesichte nicht gut sind, sie abwehren“. So sprach sie und ging. Ich nahm mein kleines Beil und schälte eine Menge Rindenholz und machte flechten, wie man sie braucht, um Matten herzustellen. Allmählich begann mein Hunger zu schwinden, aber der Durst brannte fürchterlich. Dennoch hütete ich mich, Schnee zu saugen, da meine Mutter gesagt hatte, wenn ich es auch heimlich thäte, so würden doch der große Geist und die kleinen Geister es sehen, und all mein Fasten würde umsonst sein. So fuhr ich fort zu fasten bis zum vierten Tage, an dem meine Mutter wiederkam mit einer kleinen Schüssel, die mit Schnee gefüllt war. Als sie in meine Hütte kam, freute sie sich, daß ich alle ihre Gebote erfüllt hatte, ließ den Schnee schmelzen und mich davon trinken. Ich fühlte mich sehr erfrischt und verlangte noch mehr, was sie aber verweigerte. Ich mußte mich mit dem bischen begnügen, was sie mir gegeben. Dann betete sie, ich möchte eine gute Vision erlangen, ein Gesicht, das nicht nur uns, sondern auch der Menschheit zum Heil gereichen könnte. Darauf verließ sie mich und vor Ablauf von zwei Tagen kehrte weder sie noch sonst irgend jemand bei mir vor, und ich war ganz meinen Gedanken überlassen. In der Nacht des 6. Tages glaubte ich eine Stimme zu hören, die mich rief und sagte: „Armes Kind! Deine

Eage thut mir leid, komm, folge mir auf dem Wege, den ich Dir weise!“ Ich glaubte, die Stimme käme aus einer gewissen Entfernung vor meiner Hütte, sie leitete geradeaus und, so schien es mir, nach oben. Nachdem ich eine kurze Entfernung ihr nachgegangen, stand ich still und sah zu meiner Rechten den Neumond, der von einer Flamme gekrönt war, wie von einer Kerze, die rund umher ein sehr helles Licht ergoß. Zur Linken aber erschien mir die Sonne, nahe dem Ort ihres Untergangs. Ich ging weiter und sah zu meiner Rechten das Antlitz „Kanggegabelsqua“ oder der unsterblichen Frau, welche mir ihren Namen nannte und mir sagte: „Ich verleihe Dir meinen Namen und Du magst ihn weiter verleihen! Ich verleihe Dir auch alles, was ich habe, unsterbliches Leben! Ich verleihe Dir auch langes Leben auf Erden und die Gabe, das Leben anderer zu erhalten! Geh, man ruft dich nach oben!“ — Ich ging weiter und sah einen Mann mit einem großen runden Körper, und Strahlen gingen von seinem Haupte aus wie Hörner.<sup>1)</sup> Er sagte: „Fürchte Dich nicht, mein Name ist Monedo (Manittu?) Wininesß oder der kleine Menschengestalt. Ich verleihe diesen Namen Deinem ersten Sohne. Er ist mein Leben. Gehe zu dem Ort, dahin Du gerufen wirst!“ Ich verfolgte den Weg weiter, bis ich sah, daß er zu den Wolken führte, und stillstand und sah die Gestalt eines Mannes am Wege stehen, dessen Haupt mit einem hellen Schein umgeben war und dessen Brust bedeckt war mit Onedonten. Er sagte zu mir: „Sieh mich an! Mein Name ist „O Sha wan o geeghick“ oder der lichtblaue Aether! Ich bin der Schleier, der den Zugang zum Himmelsraum verdeckt. Steh und horche auf mich! Sei nicht erschrocken! Ich will Dich ausstatten mit den Gaben des Lebens und Dich mit Kraft ausrüsten, daß Du zu widerstehen und auszuhalten vermagst.“ Alsbald sah ich mich von zahllosen, glänzenden Strahlen umgeben die auf mich einzudringen schienen, wie Nadeln, ohne jedoch mir Schmerzen zu verursachen, und die dann zu meinen Füßen niedersielen. Dies wiederholte sich mehrmals, und jedesmal fielen sie zu

<sup>1)</sup> Das erinnert fest an die bekannten „Hörner des Moses“, die man z. B. an der berühmten Moses-Statue von Michelangelo bemerkt. 2. Moses 34, 35. Man vergleiche auch Giordano Brunos spaccio (meine Uebersetzung „Reformation des Himmels“ S. 299, 300 und Erläuterung im Nachtrag S. 376.)



Boden. Er sprach: „Warte ab und fürchte Dich nicht bis ich alles gesagt und gethan habe, was ich vorhabe!“ Dann fühlte ich verschiedene Instrumente, zuerst gleich scharfen Messern, dann gleich Nadeln in mein Fleisch dringen, aber keines verursachte mir Schmerz, sondern alle sanken, wie die Nadeln zu meinen Füßen nieder. Dann sprach er: „Es ist gut.“ Er meinte die Probe mit den Nadeln; und fuhr fort: „Du wirst viele Tage sehen! Schreite etwas weiter vorwärts!“ Ich that es und stand an der Schwelle des Eingangs. „Du bist angelangt“, sagte er, „und kannst die Schwelle nicht überschreiten. Schau um Dich! Dort ist ein Begleiter für Dich! Fürchte Dich nicht, seine Schulter zu besteigen, und wenn Du wieder in Deine Behausung gelangst, darfst Du wieder zu Dir nehmen, was den menschlichen Leib erhält.“ Ich wandte mich und sah eine Art von Fisch in der Luft schwimmen, stieg darauf, wie mir geheißten war und wurde mit solcher Schnelligkeit zurückgetragen, daß meine Haare durch die Luft flatterten. Sobald ich in meiner Hütte anlangte, wick das Gesicht.

Am sechsten Morgen meiner Fastenzeit kam meine Mutter und brachte mir ein Stück geräucherte Forelle. Aber meine Empfindlichkeit für Geräusch war so stark und mein Geruchsvermögen so reizbar, daß ich sie lange lange, bevor sie kam, hörte, und als sie eintrat, nicht nur den Geruch des Fisches, sondern auch ihren eigenen kaum ertragen konnte. Sie sprach: „Ich habe Dir etwas zu essen mitgebracht, nur ein Häppchen, Dich vom Hungertode zu retten.“ Sie machte Anstalt, den Fisch zuzubereiten. Ich aber sagte: „Mutter! verzeih! ich kann nicht essen, der Geruch ist mir zu ekelhaft!“ Da stand sie davon ab, ihn mir anzubieten, ermutigte mich, weiter auszuhalten, um eine Stütze ihrer alten Tage zu werden, und verließ mich.

Ich versuchte von neuem Holz zu schneiden. Aber bei der Anstrengung fiel ich rückwärts in den Schnee und lag lange Zeit so da, bis es mir durch eine Kraftaufrassung gelang, mich zu erheben und mich wieder in die Hütte zu legen. Da wiederholten sich die Visionen, ich sah dieselben Personen, wie vorher, hörte auch Verheißungen der verschiedensten Art und Gesänge, ging denselben Pfad und erfuhr dieselbe Aufnahme. Am siebenten Tage kam

meine Mutter wieder und brachte mir in Schneewasser gequollenes Korn. Nachdem ich dies genossen, erzählte ich ihr meine Gesichte. Sie sagte, es sei gut, ich sollte mein Fasten noch drei Tage fortsetzen. Als diese herum waren, nahm sie mich wieder mit nach Haus. Hier wurde ein Fest veranstaltet zur Feier des Erfolges und viele Gäste eingeladen. Man riet mir, mäßig zu essen und nichts festes und substantielles zu genießen. Der gute Rat war überflüssig. Denn meine Enthaltbarkeit hatte meine Sinne so verfeinert, daß alle animalische Nahrung für mich einen ekelhaften und unangenehmen Geruch hatte. Sieben Tage nach jener Fastenzeit sah ich, als ich im Wigwam lag, plötzlich einen runden dunklen Gegenstand vom Himmel herabkommen, ähnlich einem runden Steine. Als er in meine Nähe kam, sah ich, daß er kleine Hände und Füße hatte, wie ein menschlicher Leib. Er sprach zu mir: „Ich gebe Dir die Gabe, in die Zukunft zu schauen; Du magst sie gebrauchen für Dich selbst und die Indianer, Deine Verwandten und Stammesgenossen!“ Dann verschwand er, und als er fortslog, erhielt er Flügel und sah einem rotköpfigen Waldspecht ähnlich.

So durch Gesichte begünstigt, übernahm ich nun die Stellung eines Medizinweibes und einer Prophetin, nicht jedoch die einer Wabeno. Daß ich zum erstenmal die prophetische Kunst ausübte, geschah auf starkes und wiederholtes Bitten meiner Stammesgenossen. Es war Winterszeit, und sie lagerten westlich vom Wisaconda- oder Brulastusse, am Oberen See, zwischen diesem und den westlichen Ebenen. Der Stamm bestand außer meiner Mutterfamilie und deren Verwandten aus einer beträchtlichen Zahl von Familien. Sie lagen schon geraume Zeit in jenem Revier und litten durch Hunger, da sie kein Wild finden konnten. Eines Abends trat nun der Häuptling in meiner Mutter Wigwam. Ich hatte mich hingelegt, und man glaubte, ich schlief, und er fragte meine Mutter, ob sie erlauben werde, daß man meine Sehergabe auf die Probe stelle, um Hilfe zu finden. Die Mutter sprach mit mir und gab nach kurzer Unterhaltung ihre Einwilligung. Ich erteilte nun Anweisungen, ein „Jee-suck-aun“ oder eine Medizinhütte zu bauen, ich befahl, daß dieselbe aus zehn Pfosten, deren jeder aus einer

besonderen Holzart genommen werden sollte, errichtet werde. Als sie fertig gestellt und vollständig mit Häuten überdeckt war, versammelte sich der ganze Stamm um dieselbe, und ich ging hinein, nichts als eine kleine Trommel mitnehmend. Sofort kauerte ich nieder und hielt meinen Kopf nahe am Boden und begann so in fast liegender Stellung die Trommel zu schlagen und meine Zauberlieder zu singen. Die Hütte begann nun durch übersinnliche Kräfte stark zu erheben; ich merkte es an einem starken Luftstrom, der von oben herab kreiste; und an dem Geräusch der Bewegung.<sup>1)</sup> Dies habe nicht bloß ich, sondern haben auch alle Draußenstehenden bemerkt, ein Beweis, daß die Geister, die ich anrief, gegenwärtig waren. Sofort hörte ich auf zu singen und wartete auf eine Anfrage von draußen, in derselben Lage, die ich von vornherein angenommen hatte. Die erste Frage, die man mir stellte, war, wo Wild zu finden sei. Die Antwort erteilte jener kugelförmige Geist, der mir früher schon erschienen war. Er sprach: „Wie Ihr kurzsichtig seid! Wenn Ihr nach Westen geht, werdet Ihr Wild im Überfluß finden!“ Am folgenden Tage wurde das Lager abgebrochen, und wir zogen nach Westen, unsere Jäger, wie gewöhnlich an der Spitze. Diese hatten kaum die Grenze des bisherigen Jagdgebietes überschritten, als sie schon auf die Fährten von Elentieren stießen. Noch an demselben Tage erlegten sie ein Muttertier und zwei fast ausgewachsene Junge. Nun befestigten sie das Lager von neuem. In dieser neuen Position hatten sie niemals Mangel an fleischnahrung. Seitdem wurde ich vom Stamme als Medizinweib verehrt und bei allen wichtigen Fragen zur Auskunft veranlaßt.

Etwa vier Jahre darauf heiratete ich den O Mushi Kow Egeezhick oder „starken Wind“, einen rüstigen und erfolgreichen Jäger. Sein Wigwam war stets mit Nahrung gefüllt, und wir lebten glücklich. Nachdem ich zwei Kinder geboren, einen Knaben und ein Mädchen, zogen wir, wie es häufig im Frühjahr von den Indianern beliebt wird, zu den Niederlassungen der Weißen. Während wir in einer Nacht an der Mündung des Panwating

<sup>1)</sup> Der Luftstrom erinnert merkwürdig an den sog. kreisenden Luftstrom der Spiritisten (beim Tischrücken); wie mir scheint, eine bloß subjektive Empfindung.

(an den Fällen des St. Mary) lagerten, bekam mein Gatte Streit mit Gaultier, einem französischen Halbblut. Dieser und dessen zwei Vettern ergriffen ihre Messer und Tomahawks und brachten ihm vier bis fünf schwere Wunden bei. Dies geschah im ersten Jahre, als die Amerikaner in unsere Gegend kamen (1822). Mein Mann war in später Abendstunde fortgegangen, um den Gaultier in seinem Zelte zu besuchen. Da an jenem Abend einer von den Handelsleuten ihn mit Feuerwasser traktiert hatte, hatte ich ihn gebeten, nicht zu gehen, sondern seinen Besuch auf den nächsten Tag zu verschieben. Kaum hatte er unseren Wigwam verlassen, als ich auch schon eine plötzliche Vorahnung von Unheil empfand. Ich ging ihm nach und erneuerte meine Bitten, aber umsonst. Er versprach, bald wiederzukommen, und da ich die beiden Kinder im Wigwam hatte, von denen das jüngste noch in der Wiege lag, so blieb ich und wartete und wartete bis in die späte Nacht hinein, bis ich vor Erschöpfung in Schlaf sank. Plötzlich schüttelte mich ein Mädchen, die Nichte Gaultiers, wach und erzählte mir, daß mein Gatte und Gaultier seit geraumer Zeit sich zankten. Sofort stand ich auf und ging zu Gaultiers Lagerfeuerplatz. Ich fand das Feuer erloschen und versuchte umsonst es wieder anzufachen. Ich sah in sein Zelt, aber alles war dunkel und keine Seele darin. Sie waren plötzlich geflohen. Ich versuchte Licht zu machen, konnte aber nichts trockenes finden; es hatte geregnet. Nach langem Suchen schärfte sich mein Gesicht, und ich sah einen dunkelen Körper noch am Ufer des Stromes im Grase liegen. Es war mein Gatte; ich fiel im blutigen Grase bei ihm nieder; sobald meine Hand sein Antlitz berührte, merkte ich, er war tot. Am Morgen kam der Indianeragent mit Soldaten vom Fort, um zu sehen, was vorgefallen sei. Aber der Mörder und seine Verwandten waren entflohen. Der Agent befahl, die Leiche auf dem Indianerbegräbnisplatz bei den Fällen zu bestatten.

Meine hochbejahrte Mutter wohnte etwa eine Meile entfernt. Ich nahm meine beiden Kinder und ging zu ihr. Sie war sehr unglücklich wegen meiner unglücklichen Kinder und jammerte, niemand werde für uns sorgen. Ich verwies sie auf die Vorsehung und kehrte mit ihr in unsere Heimat nach Chegoimegon am Oberen See zurück.“

Hiermit endet der Bericht der indianischen Pythionissa, deren angeblich übersinnliche Fähigkeiten übrigens mit ihrem Übertritt zur methodistischen Kirche erloschen zu sein schienen.

## Ta-tan-fah-vo-tan-fah oder Sitting Bull, der sitzende Büffel.

Dieser Dakotah-Häuptling war eine der interessantesten Persönlichkeiten, welche das in seinen letzten Zuckungen liegende nord-amerikanische Indianerthum aufzuweisen hatte. Man hat ihm den Beinamen „der rothe Napoleon“ gegeben, in der That nicht ganz ohne Grund, da er zu wiederholten Malen in der Zeit von 1875 bis 1890 alle kriegerischen Stämme der Dakotas unter sich vereinigt und durch meisterhafte Kriegszüge den gegen ihn ausgesandten Heeren der Union Verluste über Verluste bereitete. Im Jahre 1876 vernichtete er den berühmten amerikanischen Reitergeneral Custer mitsammt seinem Regiment in dem blutigen Gefecht am Big Horn-River in der Nähe des Yellowstone-Parks.

Vor der darnach entwickelten großen Truppenentsaltung gelang es ihm nach Canada zu entkommen, wo er an den Wood Mountains ein Lager bezog.

„Hier verbrachte er“, schreibt Cronau, der ihn in den achtziger Jahren besuchte und in seinem interessanten Buche „Im wilden Westen“ geschildert hat, „vier Jahre unter dem milden Scepter der Königin Victoria; als es aber keine Büffel mehr zu jagen gab, die Hungersnot mit all ihren Schrecken ihm und den Seinen in das Antlitz starrte, fast alle seine Krieger von ihm wichen, da ward allmählich sein stolzer Sinn gebrochen, und er versammelte am 19. Juli des Jahres 1881 die letzten seiner Getreuen, um mit denselben in Fort Bufford sich seinen verhassten Feinden zu ergeben. Angesichts des dort Commandirenden verharrete der stolze durch die Not bezwungene Mann einige Minuten in tiefem Schweigen; dann befahl er seinem kleinen Sohne, dem amerikanischen Offizier seine Flinte zu übergeben, und als dies geschah, sagte er:

„Ich überreiche Ihnen das Gewehr durch meinen Sohn. Er ist ein Freund der Amerikaner geworden. Ich wünsche, daß er die Gebräuche der Weißen kennen lerne und daß er erzogen werde gleich den Söhnen dieses. Ich wünsche, daß man des Umstandes eingedenk bleibe, daß ich der letzte meines Stammes war, der sein Gewehr übergab. Ich gab es Ihnen, und jetzt möchte ich wissen, wie wir uns nähren sollen. Was Sie zu geben und zu sagen haben, möchte ich jetzt empfangen und hören; denn ich will nicht länger im Dunkeln gehalten werden. Von den Boten, welche ich von Zeit zu Zeit hierher sandte, ist keiner mit Nachrichten zurückgekehrt. „Krähenkönig“ und der „Gallige“ wollen nicht, daß ich komme, und niemals habe ich gute Nachrichten von denselben erhalten. Dies ist mein Land und ich will nicht genötigt werden, dasselbe aufzugeben. Als ich das Land der „Großen Mutter“ (Königin Victoria) verlassen mußte, war mein Herz sehr traurig. Sie war eine Freundin, jedoch ich will, daß meine Kinder in meinem Heimathlande aufwachsen, und ich wünsche, daß alle Krieger unseres Stammes auf einer uns gehörigen Reservation am kleinen Missouri zusammen wohnen möchten.“

„Am 29. Juli wurde der „Sitzende Büffel“ mit seinem Gefolge auf dem Dampfer „Sherman“ nach Fort Yates gesendet. Wortkarg, stumm blickten die Gefangenen in die gelben, quirlenden Wasser des Stromes; erst als sie nach mehrtägiger Fahrt der Landungsstelle ansichtig wurden, versammelten sich sämtliche Häuptlinge auf dem oberen Verdecke. Einer derselben entfaltete eine helle Flagge, und sobald sie im Winde flatterte, begannen die Häuptlinge einen monotonen Gesang, der oftmals von Kriegsgeheul und den den Indianern eigentümlichen Demonstrationen unterbrochen wurde. Diese Demonstrationen wurden immer heftiger, je mehr das Boot dem Ufer sich näherte, wo Tausende von Indianern versammelt standen, um die Landenden zu begrüßen. Als der Dampfer die Landung erreichte, erstarb der Gesang und das Geheul der Wilden.

Während jener ganzen Zeit stand Sitting Bull unbeweglich in der Reihe, ohne im Geringsten sich an den Demonstrationen der übrigen Indianer zu beteiligen. Unter allen Häuptlingen war seine Erscheinung am einfachsten, er hatte die wenigsten Zieraten an sich,

und er wäre sicherlich der letzte gewesen, in dem man den großen Krieger vermutet hätte.

Sobald die Gehblanken vom Boot an das Ufer geschoben waren, kam der Häuptling *Tatoke-iyanke*, die „Laufende Antilope“ an Vord, eilte auf das Verdeck und, hinter der Reihe der Häuptlinge hergehend, umfaßte er *Sitting Bull*, legte seine Wange an die des gefangenen Häuptlings und rief in der Dakotasprache aus: „Mein Lieber!“

Der Häuptling rührte sich nicht; als aber die „Antilope“ vor die Häuptlinge hintrat, ihnen die Hände schüttelte und ein über das andere Mal „Hau, hau!“ den gewöhnlichen Gruß der Indianer, ausrief, da ward *Sitting Bull* so gerührt, daß ihm die Thränen aus den Augen schossen.

Das Fort *Hates* verblieb *Sitting Bull* nur kurze Zeit; die Bleichgesichter, denen, nebenbei gesagt, dieser Krieg über 50 Millionen Dollars gekostet hatte, fürchteten den entwaffneten Löwen und seine gewaltige Redekunst, und so ward er am 10 September 1881 mit seinen ihm in den Tagen des Unglücks treu gebliebenen 45 Kriegern und den Frauen und Kindern derselben nach Fort *Randall* entsandt. Die zusammen 168 Köpfe zählende Gesellschaft langte nach siebentägiger Fahrt an dem Bestimmungsorte an, zum heillosen Schrecken der ganzen Garnison und Bevölkerung, die Hals über Kopf, als sie durch Depeschen über den zu erwartenden Besuch unterrichtet wurden, die umfassendsten Vorkehrungen trafen, um die furchtbaren Gäste zu empfangen. Man hatte ein Fleckchen Land mit zehn Fuß hohen, mannsdicken Pallisaden eingezäunt, welche von einem kleinen mit Schießscharten versehenen Blockhause überragt wurden, so daß man von demselben aus ein mörderisches Gemetzel unter den innerhalb des Pallisadenvierecks Befindlichen hätte anrichten können.

Als nun die Gäste kamen, war die ganze Garnison mit scharfgeladenen Gewehren und Geschützen ausgerüstet worden, und aufs Höflichste wurden die Indianer aufgefordert, gefälligst in den besagten Kraal hineinzuspaziren. Doch diese weigerten sich aufs Entschiedenste und sagten, lieber würden sie sterben, als sich einer Heerde von Kälbern gleich einsperren lassen, und so wies man ihnen endlich einen Platz westlich vom Fort an, der von starken Posten

bewacht wurde und jederzeit mit Kanonenfeuer bestrichen werden konnte. Erst als man sah, daß sich mit den „roten Teufeln“ ganz gut verkehren ließ, schwand die Furcht; man räumte ihnen nach und nach keine Vergünstigungen ein und verlegte das Lager, als die Winterstürme kamen, in die durch Baumwuchs geschützte Niederung am Flusse. Dort lebte nun zur Zeit meines Besuches der rote Napoleon; seine Macht war gebrochen, aber dennoch blickten auf ihn die Augen aller Häuptlinge, ihn um seinen Ruhm beneidend, ihn, der mit den 45 ihm treu gebliebenen Kriegern traurig am Ufer des Missouri saß und geduldig wartete, welches Schicksal über ihn verhängt werde.“

Im Jahre 1899 brach wieder, vermutlich der letzte, große Indianerkrieg aus. Die Regierung der Union versuchte die Sioux zu bestimmen, ihr wiederum einen großen Theil ihrer Reservation zu überlassen; es gelang ihr auch die Stämme der Pine-Ridge und Rosebud-Agentur zur Unterschrift des Vertrages zu gewinnen. Dagegen sträubten sich die Sioux der Standing Rock-Agentur, vor allem Sitting Bull mit seinen Getreuen. Freilich sah er sich bald vor der Mehrzahl seines Stammes verlassen und niedergeschlagen verzichtete er darauf, an allen weiteren Erörterungen teilzunehmen. Dem Herald-Reporter, der ihn interviewte, antwortete er: „Jetzt weiß ich, daß der weiße Mann groß ist, groß im Verfertigen von Verträgen. Er versteht es, die Augen der Indianer zu blenden, so daß sie schwarz für weiß ansehen. Die Indianer sind nicht länger Krieger. Sie sind Kinder geworden, die dem Bleichgesichte ruhig geben, was er von ihnen verlangt. Vor Jahren, da lachten wir, wenn der weiße Mann kam und unser Land von uns begehrte. Damals waren wir frei und tapfere Krieger. Wir lieferten große Schlachten, feierten große Kriegstänze, waren stolz und unabhängig. Jetzt hingegen haben die Indianer allen Mut verloren. Sie vermögen nicht, dem weißen Manne in die Augen zu blicken, und ihm zu sagen, daß er lüge, wenn er ihnen erzählt, es sei besser für sie, wenn sie lebten, ohne im Besitze von Land zu sein. Ich glaube nicht den schönen Versicherungen der Commission, denn man hat uns bereits zu oft belogen. Man raubte uns unsere Länder und unsere Pferde; man tötete unsere Krieger, da man unsere Jagdgründe zu besitzen wünschte, und nun kommen diese Männer, um



uns zu erzählen, wie freundlich man gegen uns gesinnt sei. Jetzt besitzen die Weißen den größten Theil unseres ehemaligen Gebietes; unsere jungen Leute sind keine Krieger mehr, und ich schäme mich meines Volkes.“

Auf die Aufforderung des Correspondenten begann nun Sitting Bull aus seinem früheren Leben zu erzählen, aus jener Zeit, wo die ersten Bleichgesichter in ihrem Lande erschienen.

„Mein Volk lebte glücklicher an jenen Tagen, wir hatten Wild in Fülle und vermochten jederzeit unseren Hunger zu stillen. Mitunter kamen einige canadische Händler, mit welchen wir Tauschhandel trieben. Von diesen erhielten wir Messer, Äxte und Zündhölzchen, willkommenen Artikel, durch welche unsere Arbeiten erleichtert wurden, da wir nun nicht mehr nötig hatten, Feuer durch Reiben von Holzstücken zu erzielen oder uns mit unseren schlechten, aus geschärften Muscheln und Steinen gefertigten Messern abzumühen. Ich war noch ein Knabe, als die erste Friedenscommission erschien, um mit uns um Theile unseres Landes zu unterhandeln, wogegen wir Lebensmittel und Kleider erhalten sollten. Als der erste Agent zu uns kam, war ich ein junger Mann. Wir fragten nicht nach den Rationen, die er uns gab, denn wenn wir hungrig waren, so brauchten wir nur einige Büffel, Hirsche oder Antilopen zu erjagen, um Fleisch genug zu haben. Aus den Fellen der Tiere verfertigten wir unsere Kleider und Zelte, dieselben waren weitaus besser als diejenigen, welche wir jetzt erhalten.“

Über seine Meinung befragt, ob er das Leben der Weißen für ein glücklicheres halte als das der Indianer, entgegnete der Häuptling, nachdem er einige Zeit nachdenkend geseffen hatte: „Würde ich nur nach dem zu urteilen haben, was ich von den Weißen sah, als dieselben zuerst in unser Land kamen, so müßte ich behaupten, daß die Indianer weitaus besser lebten. Aber ich habe in den letzten Jahren mehrere Reisen gemacht und über vierzig der großen Städte der Bleichgesichter gesehen, und zum Theil liebe und bewundere ich die Wege derselben. Ich zweifle nicht, daß die Weißen glücklich sein mögen in ihren schönen Häusern, aber der „große Geist“ hat mich und mein Volk anders gestaltet, so daß wir vorziehen würden, in einem Zelte auf der wildreichen Prairie zu leben, als uns in steinernen Häusern zusammenzudrängen, auch

wenn dieselben noch so schön mit eleganten Möbeln ausgestattet wären.

Da ist nicht jene Freiheit, an die wir gewöhnt sind. Wir benötigen der weiten Prairie, der frischen Luft und des Wildes, um glücklich zu sein. Manche unserer jungen Leute, welche jetzt fern von uns in Schulen erzogen werden, entscheiden möglicherweise anders, denn sie schreiben öfter, daß sie es vorziehen, wie Weiße zu leben. Ich glaube ihnen, den sie haben ja niemals die Freiheit kennen gelernt, die ich genossen und vermögen dieselbe darum auch nicht zu verstehen. Ich bin zu alt, um mich einem Wechsel anpassen zu können, aber ich bete zum „großen Geiste“, daß unsere Kinder in dem neuen Leben glücklich sein möchten.“

Bezüglich seines Widerstrebens gegen die Unterzeichnung des Vertrages bemerkte Sitting Bull: „Es war mein Wunsch, diesen Verkauf einem späteren Geschlechte zu überlassen, welches den Wert des Landes besser zu schätzen weiß, als wir es vermögen. Ich glaube, daß wir in einiger Zeit selbst Schulen errichten werden, in denen unsere jungen Leute Lesen und Schreiben lernen, und dereinst werden dieselben sicherlich in der Lage sein, die Fragen, welche ihre Interessen berühren, in verständiger Weise zu beurteilen. Zur Zeit sind sie dessen noch nicht fähig, da sie nicht genügend erzogen sind, um die Sprache der Weißen zu verstehen und richtig zu deuten. Es ist mir öfter erzählt worden, daß mitunter die Auslegung einzelner Worte zu erbitterten Discussionen unter den Weißen geführt hat, selbst unter Leuten, welche die Sprache derselben construirten. Was kann man bei einem derartigen Zustande von meinem Volke erwarten, wo nur sehr Wenige zu lesen und zu schreiben vermögen? Ich würde nicht wegen der Zukunft meines Volkes besorgt sein, hätte man demselben gestattet, seine Ländereien so lange zu behalten, bis es den Wert derselben selbst zu schätzen wüßte.“

Über seine Ansichten bezüglich eines späteren Lebens befragt, antwortete der Häuptling: „Ich bin zu alt, um den Glauben der Bleichgesichter zu verstehen, aber ich achte denselben und bin der Meinung, daß unsere Kinder diesen Glauben dereinst annehmen werden. Ich aber für meinen Teil werde getreulich die Wege gehen, die mir von meinen Vätern überkommen sind. Ich und meine Krieger werden in die glücklichen Jagdgründe gelangen und

dieselbst alle unsere Freunde wiederfinden und alle die Stätten sehen, welche wir hier auf Erden inne hatten. Wir wissen dies, weil Einige unseres Volkes dieses Geisterland gesehen und uns mancherlei über dasselbe berichtet haben. Dieselbst ist alles vorhanden, was der rote Mann bedarf: Büffel, Hirsche, Antilopen und Pferde, und unser Leben wird ein weitaus glücklicheres sein, als das auf dieser Erde, denn kein Bleichgesicht wird kommen, um uns mit Waffengewalt oder schönen Worten diese glücklichen Jagdgründe zu nehmen.“

Mit diesen Worten hüllte sich der Häuptling fester in seine wollene Decke und schritt dem rauschenden Missouri zu.

Es konnte dem Agenten der Union nicht verborgen bleiben, daß ungeachtet der von der Mehrheit der Vertreter der Nation der Dakota erlangten Unterschriften sich wieder eine große Bewegung vorbereitete, deren Seele, so besorgt man Sitting Bull sein würde. Am meisten Sorge bereiteten ihr die Messias-Tänze.

Seit Jahren war unter den Indianern der Glaube verbreitet, der große Geist werde ihnen einen übermenschlichen Führer, einen zweiten Hiawatha senden; dieser werde alle großen Krieger der Vergangenheit wieder von die Toten erwecken und mit ihnen gegen die Bläßgesichter kämpfen, die dann wie welke Blätter vor dem Sturmwinde verstieben sollten. Er werde den Rothhäuten all ihr Land zurückgeben, zahllose Büffelheerden wieder erscheinen lassen und ihnen einen Vorgeschmack der glücklichen Jagdgesilde geben. Dieser Messias, meinte man, sei gerade jetzt nahe, wo die Not der Indianer auf das höchste gestiegen sei.

Man müsse sich daher durch „Geistertänze“ auf sein Kommen vorbereiten. Von Stamm zu Stamm, von Nation zu Nation verbreitete sich wie ein Feuer diese aufregende Stimmung. Überall wurden „Geister- oder Messias-Tänze“ getanzt, von Alaska bis Mexiko fand sich bald kaum eine indianische Niederlassung, wo nicht diese mysteriöse Cultushandlung den Glauben an sein baldiges Kommen verriet.

Am stärksten aber wurde die Aufregung in Süd-Dakota. Im allgemeinen wurde den Weißen die Anwesenheit bei den Tänzen verwehrt. Doch gelang es in Dakota einer Frau Finley, der Gattin des Postmeisters, an der Pine-Ridge Agentur als Zuschauerin zu

einem von mindestens 480 Indianern angestellten Geistertanz zugelassen zu werden.

„Zur Vorbereitung des Tanzes“, erzählt sie, „fällt man den schlankesten Baum, den man in der Umgebung finden kann, und pflanzt ihn in der Mitte eines großen ebenen Platzes auf. Unter dem Baum nehmen vier Häuptlinge Stellung. Die anderen bilden einen Kreis und beginnen rund um den Baum herumzugehen. Der Tanz beginnt am Freitag-Nachmittag und wird fortgesetzt bis Sonnabend und Sonntag-Abend. Während dieser ganzen Zeit wird nichts gegessen oder getrunken. Sie bewegen sich immer in derselben Kreisbewegung, bis sie so schwindlig werden, daß sie kaum noch stehen können; dann ändern sie die Richtung und halten die neue wieder so lange ein, bis sie von Erschöpfung taumeln und schließlich in Ohnmacht fallen. Die Ohnmacht ist gerade der Zweck des Tanzes; denn wenn sie in Ohnmacht liegen, glauben sie den Messias zu sehen und zu hören. Wenn sie dann wieder zum Bewußtsein kommen, berichten sie ihre Geschichte den vier weisen Männern in der Mitte. Alle ihre Berichte enden mit derselben Geschichte von zwei Bergen, welche Schlamm und Erde auspeien und die Weissen vergraben werden und der Wiederkehr schöner Indianerzeiten. Während des Tanzes scheinen sie ganz den Verstand zu verlieren, sie bilden sich ein, Tiere zu sein. Einige gehen auf allen Vieren und springen wie Büffel. Gelingt es ihnen so noch nicht, in Trance zu kommen, so stoßen sie mit den Köpfen zusammen und probiren alles Mögliche, um ihr Bewußtsein zu verlieren, damit sie zum Anschauen des Messias zugelassen werden. Ein armer Indianer, der wieder zum Bewußtsein kam, erzählte, man habe ihn zur Erde zurückgeschickt, weil er nicht sein Weib und sein Kind mitgebracht habe. Sein Kind war ihm vor zwei Jahren gestorben und die Art, wie der arme Teufel nun wieder nachklagte, war das herzerreißendste Schauspiel, das ich sah. Nach Schluß des Tanzes haben sie ein großes Fest, das die ganze Nacht vom Sonntag zum Montag dauert. Sie schlachten einige Stiere und essen das Fleisch roh, trinken und essen sich satt, um sich für das Fasten zu entschädigen. — Bei einem der Tänze wurde einer der Tapferen völlig schein-  
tot und verblieb vier Tage in diesem Zustande. Nach

Schluß dieser Periode kam er wieder ins Leben, aber als „Büffel“, d. h. er hatte natürlich zwar noch die Gestalt eines Menschen, bildete sich aber ein, ein Büffel zu sein.

Die Situation schien bedenklich, General Miles rückte im Dezember 1890 mit einem Expeditionskorps in das Dakota-Territorium ein. Bevor man aber die Gelegenheit wahrnahm, die übrigens durch Hunger — man hatte ihnen längst die vertragsmäßig zugebilligten Viehrationen beschnitten —, stark geschwächten Indianer anzugreifen, beschloß man sich der gefürchteten Person Sitting Bulls auf einem anderen Wege zu entledigen.

Nach dem Berichte eines amerikanischen Soldaten, der an der Expedition theilnahm (vergl. W. Fletcher Johnson, *life of Sitting Bull* S. 186) wurde Bull-Head, ein Lieutenant der Indianer-Polizei mit einem Haftbefehl nach dem Hause des Häuptlings gesandt. Nur der alte Häuptling und seine beiden Söhne wurden dort angetroffen. „Sitting Bull öffnete die Thür und sein Sohn stieß, als er sah, daß das Haus von Polizei umzingelt war, einen Schrei aus. In diesem Augenblick feuerte Bull-Head ohne zu zögern auf Sitting Bull, die Kugel drang ihn in die Brust oberhalb der linken Warze und tötete ihn auf der Stelle.“ „Die indianischen Polizisten zogen ihm dann den Skalp ab.“ „Unter seinen persönlichen Effekten fand man Briefe von Mos. Walden aus New-York, die ihn warnten, aus der Agentur zu fliehen, da die Regierung in diesem Fall ihn zu töten beabsichtige.“ Der Körper Sitting Bulls wurde dann in die Anatomie geliefert und sein Skelett soll jetzt im Regierungs-Museum sich befinden.

Im Namen derjenigen Amerikaner, die in dieser Märgregel eine Grausamkeit sahen, schrieb der Geistliche W. H. Murray folgende Charakteristik des Gemordeten in der *New-York World*:

„Die Landspekulanten mußten notwendig die indianischen Reservationen haben. Die lügnerischen diebischen Indianer-Agenten mußten notwendig Vertuschung ihrer Unterschleife und Straflosigkeit für weitere Diebstähle erlangen. Die Renegaten ihres Volkes unter der Indianer-Polizei trachteten nach einer Gelegenheit, ihre Macht über einen Mann zu zeigen, der sie als Renegaten verachtete und den sie dafür haßten. Die öffentliche Meinung der Grenz-bewohner — eines Abschaums von Unwissenheit, Leichtgläubigkeit

und Selbstsucht, — war freilich durchaus damit einverstanden, das Land von einem Manne zu befreien, der so lange er lebte, seinem Ruhme und seiner wirklichen Bedeutung nach so groß dastand und immerfort eine Erinnerung an die vergangenen Kriege und somit auch die Drohung des zukünftigen Krieges sein mußte. Aus allen diesen und einigen anderen besonderen Ursachen der dortigen örtlichen Verhältnisse, deren einige zufällig und beklagenswert, andere aber permanent und ruchlos sind, wurde, wie Miltons Tod von Satan und Sünde, das Komplot erzeugt, ihn zu töten. Und so wurde er ermordet.

Ich kannte diesen Mann; ich kannte ihn in Beziehung auf sein hohes Amt unter seinem Volke und in seinem Elemente als einen Mann. Was sein Amt oder seinen Rang betrifft, so erfüllte es mich mit Ehrfurcht. Er bekleidete ein Amt, das älter ist als menschliche Berichte, als Menschen bewunderte ich ihn. Er stellte in seiner Person, in seinem Wesen, seinem Charakter und in dem Heroismus seines Geistes den höchsten Typus einer Rasse dar, welche in mannigfaltigen und seltenen Tugenden sondergleichen dasticht unter den edelsten Rassen der Erde. Seinem Range oder seiner offiziellen Stellung nach würden wir Weißen ihn einen Medizin-Mann nennen. Aber dies ist ein Name, der nichts bezeichnet; er ist und ist gewesen seit Beginn unseres Verkehrs mit der roten Rasse nichts als eine Quelle von Mißverständnissen sogar für die Gelehrten.

Dieser Sitting Bull war ein Prophet, nicht bloß ein Kriegsheld für sein Volk. Er war ein Glied in der Linie von Sehern einer Rasse, neben welcher, was ihr Alter betrifft, die Juden bloße Emporkömmlinge sind. Was für uns bei unserer Unkenntnis der Thatsachen und der alten Dinge ein bloßes Schimpfwort, ein Ausdruck der Verachtung ist, ist für die Rot-Haut, — denn der indianische Ausdruck für solche Männer ist ebenfalls ein Lehnswort und ein Beweis von vierzehnhundertjähriger Unwissenheit, — ein Rang, der über allen anderen Stellungen steht, die der Stand kennt; ein Amt, das höher ist als alle irdischen Ämter, verbunden mit den höchsten Wahrheiten und tiefsten Geheimnissen ihrer Religion.

Demnach war kraft seines Amtes, das so alt ist wie ihre Religion und Tradition, Sitting Bull der Ratgeber der Häuptlinge,

der Warwief hinter der Throne, der stärker war als der Thron, das Orakel der Geheimnisse und Kenntnisse, die der Masse verborgen sind, verborgen selbst den Häuptlingen, die seinen Worten und seiner Autorität Gehör gaben als dem höchsten und letzten Ausdruck der Weisheit. So war Sitting Bull in seinem Amte wie in dem Standpunkt der Kenntniss der Religion, der Tradition und des Aberglaubens seines Volkes; daß er sein hohes Amt ehrlich und ernst nahm, wußten alle. Er war in der That der Ratgeber der Häuptlinge, welche wie Josua auf Moses, auf ihn sahen in der Stunde der Schlacht und ihre Waffen emporhielten, bis die Sonne niederging und die Schlacht verloren oder gewonnen war und dann alle die mitgekämpft hatten, erklären ließen, daß die Götter seiner Rasse in ihm einen hohen Priester gefunden haben, an dessen Wahrhaftigkeit niemand zweifeln könne. Er hat gelebt und ist gestorben als ein roter Mann, treu seinem Berufe und seiner Rasse. Dieses Lorbeerblatt kann niemand seinem Ruhme verweigern nicht einmal seine verräterischen Mörder. —

Aber kein Amt, wie groß es auch sei, ist so groß als der Mann, der es mit Größe ausfüllt, und dieser Sitting Bull war größer als Mann, als er selbst als Prophet war. Ich bin oft mit ihm zusammengekommen, ich habe ihn so genau studiert und mit solchem Interesse erforscht, wie nur ein Mann von Bildung den Typus einer Rasse und zwar einer aussterbenden Rasse studieren kann, und ich habe ihn sehr genau gekannt. Und ich sage dieses von ihm: er war der Sioug der Sioug, die Rot-Haut der Rot-Häute, in ihm war seine Rasse in ihren physischen und moralischen Eigenschaften, in ihren Thun und Fehlern verkörpert. Seinem Angesicht nach war er Gladstone sehr ähnlich, breite Züge, gedankenvoll schwer, tiefsinnig, mit überlegener Ruhe, wenn er nicht gereizt war. Sein Benehmen war eine Mischung von verhaltenem oder explodierendem Blüthstoff, die ehrwürdige Verkörperung maßloser Leidenschaft und Kraft. In der Unterhaltung war er überlegend, gebrauchte wenig Worte, sprach leise und gedämpft. In Zeiten geselliger Erholung war er umgänglich, empfänglich für Humor, ein gefälliger Wirt, ein lebenswürdiger Gast. In seiner Familie war er zärtlich und zu Späßen aufgelegt. Wenn er in der Ratsversammlung saß, war sein Verhalten musterhaft, ernst, überlegt

höflich gegen Opponenten und geduldig und freundlich gegen Leute von schwächerer Einsicht. Ich meine unsere Senatoren könnten an ihm ein Beispiel nehmen. Von Eitelkeit sah ich nie eine Spur in ihm, ich würde dieses Wort eher mit Gladstone oder Webster als mit ihm in Verbindung bringen. Er war niemals übermäßig gekleidet, er trug den Schmuck seines Amtes wie ein König seinen Mantel oder ein Richter seine Amtstracht. Im Essen war er mäßig, enthielt sich aller geistigen Getränke. Sein gegebenes Wort war zuverlässig. Er war ein geborener Diplomat, kein Feind hat je seine Gedanken erraten. Ich habe ihn in einer Stunde beobachtet, wo ich wußte, daß sein Herz in heißen Qualen zuckte, aber weder seine Augen noch seine Lippen, weder seine Wangen, noch seine Luster, noch Brauen, noch seine sehuliche Hand verriet eine Spur des Sturmes, der in ihm wütete. Bei ihm lag nichts in der Oberfläche, alles lag in der Tiefe.

War er beredt? Was ist Beredsamkeit? Was mag es sagen, wer darüber zum Einverständnis kommen? Viele behaupten, daß Mr. Depen beredt ist und die New-Yorker werden mit ihren Operngläsern in der Hand wild vor Aufregung, wenn Mr. Choate redet. Ich habe ihre Reden gelesen, ihre Beredsamkeit ist nicht die des großen Siouy-Propheten. Hier sind einige von seinen Worten:

„Ihr sprecht mir von den Mohawks. Meine Väter kannten sie. Jene forderten Tribut von ihnen. Die Siouy lachten. Sie kamen mit ihnen zusammen: zehntausend Reiter. Die Mohawks sahen sie kommen, gaben ihnen ein Fest und kehrten heim. Ihr sprecht mir von den Abenagnis. Sie sind unsere Vorfahren und die Vorfahren aller roten Männer. Sie waren die Männer der Morgendämmerung. Sie kamen von Osten. Sie waren geboren im Morgengrauen der Welt. Die Traditionen meines Volkes sind voll von den Abenagnis. Sie schaukelten die Wiegen unseres Stammes.“

Und wieder: „Welche Verträge, die die Weißen mit ihnen gemacht, haben die roten Männer gebrochen? Keinen. Welchen Vertrag, den jemals die Weißen mit uns Rothhäuten geschlossen, haben sie gehalten? Keinen. Als ich ein Knabe war, gehörte den Siouy die Welt. Die Sonne ging auf und unter in ihren Gebieten. Sie sandten 10 000 Reiter in die Schlacht. Wo sind diese Krieger



heute? Wer hat sie erschlagen? Wo sind unsere Länder? Wer besitzt sie jetzt? Welcher weiße Mann kann behaupten, daß ich ihm je Land oder einen Penny seines Geldes gestohlen? Aber sie sagen, ich sei ein Dieb. Welches weiße Weib, wie verlassen es sein mochte, wenn es eine Gefangene war, ist je von mir entehrt oder auch nur beleidigt? Aber sie sagen, ich sei ein schlechter Indianer. Welcher weiße Mann hat mich jemals trunken gesehen? Wer ist je zu mir gekommen hungrig, und ich hätte ihn nicht gespeist? Wer hat mich jemals meine Frauen oder meine Kinder schlagen sehen? Welches Gesetz habe ich übertreten? Ist es Unrecht, daß ich das Meinige liebe? Ist es ein Frevel, daß meine Hautfarbe rot ist, daß ich ein Siouy bin, daß ich geboren bin, wo meine Väter lebten, daß ich habe sterben wollen für mein Volk und mein Vaterland?“

Und wieder: „Sie sagen, ich hätte den General Custer ermordet. Es ist eine Lüge. Ich bin kein Kriegshäuptling. Seine Augen waren geblendet, daß er nichts sehen konnte. Er war ein Narr und ritt in den Tod. Er begann die Schlacht, nicht ich. Wer immer sagt, daß ich das Blondhaar gemordet habe, ist ein Lügner.“

Aber warum noch mehr von diesem Manne erzählen? Besitzt diese Generation überhaupt Gerechtigkeitsliebe genug, um danach zu fragen? Hat nicht unser Volk die brutale Maxime in unserer Sprache fixiert: der einzig gute Indianer ist der tote Indianer? Wir lachen jetzt darüber, aber die Wangen unserer Kinder werden vor Scham rot werden, wenn sie die rohe Brutalität unseres Wißes lesen. Ich las, daß der große Siouy tot ist, daß er aufgehoben ist inmitten seiner Familie, seiner Weiber und Kinder, ohne daß er den geringsten offenen Anlaß zum Kriege gegeben; daß er lediglich sich selbst vor Kälte, Hunger und Gefahren zu schützen suchte, und, während er dieses that, von einer Rotte von Indianern, der sog. Indianerpolizei des verräterischen Abschaums seines eigenen Volkes unter Deckung der Flagge der Vereinigten Staaten und einer Schwadron Kavallerie der Vereinigten Staaten getötet wurde, und ich behauptete, weil ich die Umstände und Bedingungen besser kenne als viele, — ich behauptete: das ist ein Mord. Und dennoch lese ich in einer großen Zeitschrift: „Alle Welt ist beruhigt und befriedigt durch seinen Tod.“ Das ist so empörend wie die That selber.

Ich lese, daß sie ihn begraben haben wie einen Hund, ohne die Gebräuche, ohne den feierlichen Gesang und den Ritus seines Stammes. So handelt man heute; so würdigt unsere Generation den edlen historischen Charakter eines Mannes, der in seiner Person die Linie eines uralter Seherthums endet, das älter ist als die Religion der Christen oder Juden. Nun gut! für die Gegenwart mag es sein, aber eine Generation wird kommen, welches dies unser Urtheil berichtigen wird. Die zukünftigen Amerikaner werden einen Sitting Bull zu den historischen Charakteren des Continents zählen und an der Stelle, wo man ihn begraben hat wie einen Hund, wird man, so wahr der Herr lebt und meine Seele lebt, ein Denkmal errichten zum Gedächtnis des letzten großen Propheten des Sioug und der vornehmen Eigentümlichkeiten der roten Rasse, deren Tugenden, wie seine, mannigfaltig waren und deren Schicksal nicht minder tragisch ist.“

## Die Schlangentänze der Pueblo-Indianer.

Einer der interessantesten Überreste des nordamerikanischen Indianertums, wenn man allenfalls noch Arizona und Neu-Mexiko mit zu Nord-Amerika rechnen darf, bildet das jetzt etwa noch 10000 Köpfe zählende Völkchen der Pueblo-Indianer. Des näheren verweise ich auf L. Cronau, Im wilden Westen, S. 383 ff.

Die amerikanischen Ethnologen haben ihnen gerade in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit zugewandt; einerseits wurde ihr Interesse erregt durch die in ihrer Nähe befindlichen eigentümlichen Wohnstätten, die in den Höhlen und Klüften der wilden Cañons hängen gleich Wespennestern hoch oben an den felsigen Wänden über den schwindelerregenden Abgründen (cliff-dwellings); andererseits aber auch durch ihre religiösen Riten, insbesondere die Schlangentänze. Vgl. Journal of American Folk-Lore IV, Nr. 13 (A Suggestion as to the meaning of the Moki Snake-Dance), Bull Essex Inst. XXII, Nr. 7. 8. 9. Journ. Amer. Eth. and Ark. II, Nr. 1 (A few Summer Ceremonials at Tusayas Pueblos).

Die neueste Mitteilung über einen zu diesen Pueblo-Völkern gehörigen Stamm bringt der bekannte ethnologische Forscher J. Walter Fewkes (Journal of American Folk-Lore VIII, Nr. 5), the Oraibi Flute Altar) auf Grund eines länger dauernden Aufenthaltes zu Walpi und in anderen Pueblos von Ost-Mesa, wo es ihm gelang, in die Geheimdienste dieser Stämme einen tiefen Einblick zu erlangen. Er hatte die Güte, mir von dem soeben erschienenen Bericht einen Sonderabdruck zu senden, und ich kann mir nicht versagen, auszugsweise einige Mitteilungen daraus zu machen.

Die Schlangentänze, die im übrigen den ekstatischen Tänzen der anderen Indianer (Wabeno u. s. w.) völlig gleichartig sind, sind eine Ceremonie, durch welche man, wie gewöhnlich gemeint wird, den Sonnengott verehrt; wie aber Fewkes nachweist, gelten sie überhaupt der Macht, die das Wetter schafft, und ihr eigentlicher Zweck ist vielmehr, Regenwetter heraufzubeschwören. Öffentliche Schlangentänze fanden in Walpi statt noch am 21. August 1891 am 14. August 1893, am 18. August 1895. Auffällig ist, daß die sog. Sonnenpriester so genau die Daten dieser Feierlichkeiten bestimmen können, obwohl sie anscheinend jede Kenntnis unserer Kalender entbehren und sich vermutlich auf primitiv-astronomische Beobachtungen stützen. — Die Schlangen, die bei diesen Tänzen eine Hauptrolle spielen, sind zum großen Teil die gefährlichsten Giftschlangen, nämlich die Klapperschlangen. Vor dem Feste werden bestimmte Tage zum Einfangen der Schlangen benutzt.

„Unser Lager am Tage der Schlangenjagd,“ schreibt Fewkes, „lag östlich von Sikyatti, einer prähistorischen Ruine, und den ganzen Tag wanderten die Priester, um Reptile in der Umgegend einzufangen. Wir waren mit Einpacken unserer Sammlungen beschäftigt und ich ward ausdrücklich von Kopeli (einem der Chiefs) angewiesen, mir nicht in den Ruinen zu schaffen zu machen und keinem zu gestatten, an diesem Tage das Lager zu verlassen; als Grund gab er an, wer es wagen würde, würde schwellen und plagen. Das Tabu jeder Arbeit in dem Bezirk, wo die Schlangenspriester jagten, wurde von allen Hopi und Tewa streng beachtet.

Gleichwohl wandte sich Kopelis Aufmerksamkeit auf eine Höhle, in der ich einige Tage vorher eine Klapperschlange bemerkt

hatte; aber er weigerte sich, in meiner Gegenwart, darnach zu graben; so sorgfältig wahren sie das Geheimnis des Schlangenfangs selber. Die Zahl der Schlangen, die auf den verschiedenen Jagden im Jahre 1895 gefangen wurden, war größer, als 1891 und 1893. Gewiß wurden in diesem Jahre mehr als 80 benutzt. Nicht alle waren Klapperschlangen, aber mindestens 50, gehörten zu dieser giftigen Spezies. Die Klapperschlange wird am liebsten verwandt und heißt ‚chies‘, weil sie am wirksamsten sei zur Anlockung von Regen.

Bei den alsdann öffentlich stattfindenden Tänzen tragen die Priester diese giftigen Schlangen, denen die Giftzähne anscheinend nicht ausgebrochen sind, (mit dem Schwanz) im Munde.

Auf meine Frage: warum, erwiderte Kopeli: ‚Weil sie ein Regenbringer ist, weil sie eine Kassel hat, wie wir, wenn wir die Kateinas (die Gottheit) beschwören, eine Kassel in den Händen führen.‘ Er nannte auch den Bliß eine Regenwolken-Schlange.

Bei jeder Schlangentanzfeier heißt es, daß einige Priester gebissen worden, und einige Berichte gehen soweit, zu sagen, „daß Indianer auf dem Platze gesehen wurden mit Schlangen, die sich mit ihren Giftzähnen ihnen in die Backen verbissen hatten.“ Es ist von großer Wichtigkeit, solche Feststellungen kritisch zu prüfen; denn wenn sie wahr sind, so erhebt sich die sehr bedeutsame Frage nach dem Wesen des in Frage kommenden Gegengifts.<sup>1)</sup> Da ich persönlich noch nie einen Priester gebissen gesehen, so achtete ich in diesem Sommer (1895) besonders auf einen solchen Fall und hatte auch meine Freunde gebeten, es zu thun, ich hatte aber nicht die Gelegenheit, jemanden gebissen zu sehen, nur zwei Fälle wurden mir berichtet, von denen einer meinen Freund Supela betraf, der in den Handrücken gebissen sei. Sofort nach dem Tanze, als die Priester ihr Reinigungsmittel nahmen, noch bevor sie sich gebadet hatten, ging ich zu ihm. Supela zeigte mir Blut auf dem Rücken der einen Handfläche, und ich fragte ihn, ob er gebissen sei. Er bejahte es und ich untersuchte die Wunde. Augenscheinlich hatte er stark geblutet und nach dem Bluterguß zu schließen, mußte er gebissen sein. Dennoch wollte ich noch wissen, ob es

<sup>1)</sup> Sollte hier die angebliche mystische Fähigkeit der Fakire u. s. w. (vgl. auch Apostelgeschichte 28, V. 4–6, Ev. Marci, V. 18) vorliegen?

richtig war, daß er von einer Schlange, und zwar von einer Klapperschlange und nicht von einem andern nicht-giftigen Reptil gebissen sei. Ich fragte also Supela, ob er von der tcüa (der Klapperschlange) gebissen sei; und er sagte: Ja! — Hier hätten wir also einen beachtenswerten Fall: einen Mann, der selbst sowohl wie auch seine Freunde versichert, von einer Klapperschlange gebissen zu sein und reichlich geblutet hat. Wenngleich es beweisender sein dürfte, wenn ich den Biß selber gesehen hätte, so muß ich doch meinen Feststellungen eine gewisse Evidenz beilegen. Soviel ich weiß, ist Supelas Wunde nicht nachtheilig geworden, nicht einmal schwoll seine Hand an, wie dies sonst einige Stunden nach einem solchen Unfalle zu geschehen pflegt. Was meine Nachforschungen bezüglich der Frage, ob Priester gebissen werden, betrifft, so muß ich betonen, daß der Fall mit Supela eine starke, möglicherweise schlüssige Instanz dafür abgiebt, daß es zuweilen vorkommt, und daß seine Behauptung, er sei verwundet worden durch eine Klapperschlange, meinen vollen Glauben verdient.“

Hoffentlich wird diese Frage, da fast jährlich die Schlangentänze sich wiederholen und sowohl von Ethnologen, wie auch von zahlreichen Reportern der großen Zeitungen in New-York und Chicago besucht und beobachtet werden, in einiger Zeit wissenschaftlich zulänglich aufgeklärt werden.

## Indianische Legenden.

### I. Daß Kanoe von weißem Stein.

Es war einmal eine wunderschöne Maid. Die starb plötzlich am Morgen des Tages, da sie die Hochzeit feiern sollte mit dem wackersten der jungen Krieger ihres Stammes. Wohl war er tapfer, aber diesem Schmerz war sein Herz nicht gewachsen. Nachdem sie begraben war, suchte seine Seele vergeblich Frieden und Trost. Täglich ging er zum Hügel, wo sie beigesetzt war von den Weibern und kauerte nieder an ihrem Grabe, in sich verloren und verloren für seine Freunde. Umsonst rief man ihn zur Büffeljagd. Und selbst auf den Kriegspfad ihn zu locken, war Lob und Schmähung gleichermaßen wirkungslos. Sein Herz war so gut wie erstorben.

In einem Winkel seines Wigwams ließ er verstaubten Comahawf, Bogen, Pfeil.

Von alten Leuten hatte er erzählen hören, es gäbe einen Pfad, der in das Land der Seligen führe, und er beschloß ihn zu wandeln. Er traf Vorbereitungen für die Reise und brach eines Morgens auf, obwohl er kaum wußte, welche Richtung er einzuschlagen hatte. Nur die Sage, daß man nach Süden gehen müsse, leitete ihn. Lange Zeit bemerkte er nicht die geringste Veränderung in dem Charakter der Landschaft. Wälder und Hügel, Thäler und Ströme boten denselben Anblick, wie in seiner Heimat. Schon deckte der erste Schnee den Boden, als er die Reise antrat und oftmals hemmte dichtes Gehölz und der Urwald sein Fortkommen. Aber allmählich wurde der Wald lichter und freundlicher; der Winter schien zu weichen und überall sproßten Knospen, Blätter und Blüten. Er hatte die Zone, wo es Eis und Schnee giebt, hinter sich, und ihn umgab eine Gegend, die nur den ewigen Frühling zu kennen schien. Laue Lüfte spielten mit den rauschenden Blättern und ringsum vernahm er auf seinem blumigen Pfad lieblichen Gesang von aller Art Vögeln.

Da ward er sich bewußt den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, denn alles stimmte genau zu der Sage seines Stammes. Schließlich gewahrte er einen Pfad. Derselbe führte zu einem Hain, dann einen langen und steilen Gebirgsrücken aufwärts, auf dessen Scheitel er an eine Hütte gelangte. Vor der Thür derselben stand ein alter Mann mit weißem Haar, dessen tiefliegende Augen seltsam leuchteten. Ein langes Gewand sank lose um seine Schultern, in der Hand hielt er einen Stab.

Unser junger Chippeway wollte ihm seine Geschichte erzählen, doch der Greis unterbrach ihn, bevor er noch zehn Worte gesprochen. „Ich habe euch erwartet, sprach er, und trat eben aus der Thür, um Euch willkommen zu heißen in meiner Hütte. Sie, die Ihr suchet, kam vor wenigen Tagen hier vorbei und hat ermüdet von der langen Wanderung hier ein wenig gerastet. Tretet ein und laßt Euch. Ich werde Euern Fragen genug thun und Euch Weisungen erteilen für Eure weitere Reise von hier ab. Seht Ihr dort jenen Golf, sprach er, jenseits desselben die blaue Fläche. Dort ist das Land der Seelen, und meine Hütte ist die des Pförtners.

Ihr könnt Euern Leib dorthin nicht mitnehmen. Laßt hier Euern Bogen und Euere Pfeile, Euern Rucksack und Euern Hund. Ich werde sie bewahren, bis Ihr zurückkehrt!“ So sprach er und trat in seine Hütte zurück, und unser Pilger fühlte sich befreit wie von einer schweren Last, seine Füße schienen ihm geflügelt zu sein und er schwebte vorwärts. Alles hatte seine natürliche Farbe und Gestalt, nur daß die Bäume und Blätter, die Ströme und Seen frischer und prächtiger erschienen, als er sie jemals gesehen. Auch Wild sprang über seinen Pfad.

Sein Weg ward durch Bäume oder andere Gegenstände nicht gehemmt. Es schien ihm, als ober durch sie hindurch gehen könne. Es waren in der That nur die Seelen oder Schatten der natürlichen Bäume. Jetzt merkte er, daß er im Lande der Schatten war. Als er eine halbe Tagereise vollendet hatte, durch eine Gegend, die beständig lieblicher wurde, gelangte er an das Ufer eines breiten Sees, in dessen Mitte ein wunderliebliches Eiland lag. Am Ufer traf er ein Kanoe an aus weißschimmernden Malabasterstein. Nun war er sicher, den rechten Weg eingeschlagen zu haben; denn der alte Mann hatte ihn davon erzählt. Ebenso waren die Ruder von schimmerndem Malabaster. Er trat unverzüglich in das Bot, nahm die Ruder zur Hand und erblickte jetzt zu seiner freudigen Überraschung den Gegenstand seines Suchens in einem andern Kanoe, das dem seinen gleich als dessen vollkommenstes Gegenbild. Sie hatte seine eigenen Bewegungen nachgeahmt und so waren sie Seite an Seite, sie stießen gleichzeitig von der Küste ab und begannen den See zu durchkreuzen. Dessen Wellen aber schwoollen an und drohten sie zu verschlingen; aber stets wenn sie den weißen Schaum berührten, schienen sie hinweg zu schmelzen, als wären es bloß Schatten von Wellen. Kaum aber war die eine Woge überschritten, so erhob sich eine andere noch drohender, als die vorige. So waren sie in beständiger Furcht; und was diese Furcht vermehrte, war die Klarheit des Wassers, wo sie bis auf den tiefen Grund sehen und dort viele Wesen erblicken konnten, die hier früher untergegangen waren und deren Gebeine den Grund bedeckten. Der Herr des Lebens jedoch, hatte ihnen bestimmt, hinüber zu kommen ungefährdet; denn sie hatten keine Schlechtigkeit begangen. Andere aber sahen sie mit den Wogen kämpfen und versinken. Alte und junge Menschen,

Männer und Weiber jeden Standes waren dort, wenige kamen hinüber, viele versanken. Nur die Kanoes kleiner Kinder schienen ohne allen Wogenandrang hinüberzugleiten. Schließlicb schien alle Schwierigkeit überwunden und sie langten auf der glücklichen Insel an. Dort fühlten sie, daß die Luft selber Nahrung war. Sie stärkte und nährte sie. Sie wanderten zusammen über die glücklichen Gesilde, wo jegliches Ding bestimmt schien, Auge und Ohr zu entzücken. Dort gab es keinen Sturm, kein Eis, keine kalten Winde, niemand schauderte aus Mangel an warmen Kleidern, niemand litt Hunger, niemand klagte über Tod. Sie sahen keine Gräber. Sie hörten nichts von Kriegen. Dort gab es keine Jagd noch Tiere. Denn die Luft selber nährte, die sie atmeten. Gern wäre der junge Krieger dort für immer geblieben. Aber er war gezwungen, in seinen Körper zurückzukehren. Den Herrn des Lebens selber sah er nicht, doch hörte er seine Stimme in sanftem Hauch: „Kehre zurück“, sagte diese Stimme, „in das Land, von wo Du gekommen bist. Deine Zeit ist noch nicht gekommen. Die Pflichten, für die ich Dich erschaffen, sind noch nicht erfüllt. Kehre zu Deinem Volke zurück und erfülle die Aufgaben eines guten Mannes! Du sollst noch für lange Zeit der Häuptling Deines Stammes sein. Die Gebote, die Du zu erfüllen hast, wird Dir mein Pförtner erklären, der an der Grenze Wache hält. Wenn er Dir Deinen Leib zurückgibt, wird er Dir sagen, was Du thun sollst. Horch auf ihn und später sollst Du wieder mit der Seele vereinigt werden, die Du hier zurücklassen mußt. Sie ist willkommen und wird immer hier bleiben, so jung und so glücklich, wie sie war, als ich sie hier heimrief aus dem Lande des Schnees.“

Als die Stimme schwieg, erwachte der Erzähler. Ihm war, als habe er geträumt, und er war wieder im kalten Schneeland, im Lande der Thränen und des Hungers.

## II. Machjinito, der Geist des Bösen.

Chemaniitu, der Herr des Lebens wurde einmal Schöpfer eines Geistes, der seitdem ihm selber und allen seinen anderen Geschöpfen viel Sorge und Kummer verursacht. Die Entstehung verdankt dieser Geist einem Zufall. Sie ging also vor sich:



Metowac oder wie die Blasgesichter es jetzt nennen, Long-Island<sup>1)</sup>, war ursprünglich eine weite Fläche, so eben und frei von jeder Art Erhöhung, daß es einem Stück Meeresgrund ähnlich sah, das plötzlich von den Fluten verlassen ist und nun den Sand erschreinen läßt, wie dies auch in der That der Fall war.

Hierher pflegte Chemanitu zu gehen und sich niederzusetzen, so oft er irgend einem neuen Geschöpfe Dasein verleihen wollte. Der Platz war geräumig und einsam, von allen Seiten mit Wasser umgeben, hatte er nicht nur hinreichend Raum, sondern war auch frei von jeder Störung. — Es ist wohl bekannt, daß manche von diesen älteren Geschöpfen von sehr großer Gestalt waren, so daß nur wenige von ihnen auf demselben Gebiet leben konnten, und ihre Stärke machte es selber Chemanitu schwer, sie zu beaufsichtigen; denn wenn er sie ihren Elementen überwiesen hat, erlangten sie den Gebrauch der Geseze, die diese Elemente beherrschen, solange es nicht sein Wille war, sie wieder zu sich zu nehmen. Daher war es die Gewohnheit Chemanitus, um die Wirkung solcher Geschöpfe zu erproben, sie zunächst auf der Insel Metowac in Bewegung zu setzen, und ihnen, wenn sie ihm nicht gefielen, das Leben wieder zu nehmen, bevor sie entrienen konnten. So baute er ein Mammuth oder sonst ein großes Antier in der Mitte dieser Insel mit großer Sorgfalt, etwa wie der Zimmermann ein Haus oder Schiff verfertigt. Noch heutzutage findet man dort Spuren dieser vorzeitlichen Schöpfungsarbeiten; und die Art, wie die Erde dort zuweilen einsinkt, — sogar Quellen verschlingt dort oft der Boden, — beweist, daß die Insel nichts mehr ist als ein großer Erdkuchen, eine Art von Schüssel, die aufs Meer gelegt ist für den Gebrauch Chemanitus, der es als einen Arbeitstisch benutzte, und für nichts anderes bestimmthat; der Rand des Chatiemas, oder der Hudson Fluß ist besser geeignet zur Bewohnung.

Wenn der Meister des Lebens einen Elephanten oder ein Mammuth zu bauen wünschte, so pflegte er vier Häusen Thon in bestimmten Entfernungen aufzuschichten und knetete daraus die Figur des Geschöpfes.

Nun blieben sie oft unvollendet und bis zu diesem Tage be-

<sup>1)</sup> Die bekannte Insel in der Nähe von New-York.

weisen grüne Grashügel, die wie Inseln aus der Ebene hervorragen, wo diese Thonluchen sich befanden.

Wenn Chemanitu an seine Arbeit ging, so pflegten die Neobanawbaigs oder Wassergeister, die Puck-wud-jinnies (Wichtelmännchen, Kobolde) und überhaupt alle kleineren Manittos zu kommen und den Wundern zuzusehen, die er ins Dasein rief.

War dann ein Geschöpf vollständig ausgeformt, und hatte drei Tage in der Sonne getrocknet, so öffnete Chemanitu eine Stelle in seiner Seite, schlüpfte hinein und blieb einige Tage im Innern. Ging er dann wieder heraus, so begann das Geschöpf zu zittern und von einer Seite zur andern zu schwanken, so daß das ganze Eiland meilenweit erbehte.

Wenn seine Erscheinung dem Meister des Lebens gefiel, so verstattete er ihm den Abzug, und regelmäßig tauchten diese Lebewesen dann auf der nördlichen Seite des Eilands ins Meer und verschwanden in den großen Wäldern der jenseitigen Küste.

Nun hatte einmal Chemanitu schon lange Zeit an einem Wesen von so großer Masse gearbeitet, daß es ausah wie ein Berg auf der Insel, und alle Manittos kamen von allen Seiten heran, um zu sehen, was es war. Die Puck-wud-jinnies besonders hatten ihren Spaß daran, hüpfen über seine großen Ohren, setzten sich in seinen Rachen, ja einer kletterte auf einen Zahn und lief über die Augenbrauen hin, indem sie dachten, Chemanitu, der gerade an anderen Teilen des Tieres arbeitete, könne sie nicht sehen. Aber er kann durch jedes Ding, das er gemacht hat, mitten hindurchsehen. Er freute sich, sie so lustig zu sehen und dachte, während er ihre Bewegungen betrachtete, über mancherlei neue Schöpfungspläne nach.

Als der Herr des Lebens dieses große Geschöpf vollendet hatte, ward er bedenklich, ihm Leben zu verleihen; und so blieb es dem auf der Insel, dem Arbeitstisch Chemanitus, bis sein großes Gewicht es selber durchbrechen ließ und es teilweise einsank und feststak, indem Kopf und Schwanz es so hielten, daß es nicht tiefer sank. Chemanitu hob darauf einen Teil des Rückens wieder hoch und fand, daß dasselbe eine gute Höhlung bildete, in welche er alle mißlungenen Schöpfungen, die ihm nicht gefallen hatten, hineinwerfen konnte. Er belustigte sich oft damit, sehr kleine und lebendige Ge-

schöpfe zu machen, die er dann eine Weile existieren ließ, aber da er sie für wenig tauglich für die Welt erachtete und für nicht so anziehend, wie die kleinen Feen (Vanishers) nahm er den Lebensoden von ihnen zurück und warf sie in die Höhle, die von dem Körper des unvollendeten Tieres gebildet war. Auf diese Weise häufte sich allmählich eine große Menge sehr seltsamer Gestalten zusammen in diesem Ronconcomon oder „Rumpelkammer“. Er war stets so vorsichtig, ihnen zuvor das Leben wieder zu nehmen.

Eines Tages nahm der Herr des Lebens zwei Lehmstücke und bildete daraus zwei große Füße, ähnlich denen eines Panthers. Er machte nicht 4, — sondern nur 2. — Er trat mit seinen eigenen Füßen hinein und fand ihren Tritt sehr leicht und sprungkräftig, so daß sie mit großer Eile und Geräusch sich fortbewegen konnten.

Hierauf baute er ein Paar sehr kleine Beine, nach dem Muster seiner eigenen, und ließ sie eine Weile umherwandeln, — ihre Bewegung gefiel ihm. Sodann formte er einen andern Leib, bedeckt mit großen Schuppen, wie ein Alligator. Nun fand er, daß die Figur vorwärts kippte, und so befestigte er eine schwarze Schlange daran, welche nachkroch und ließ sie sich wieder um ein Bäumchen in der Nähe winden, das die Figur aufrecht hielt, und machte ihr einen sehr guten Schwanz.

Die Schultern waren breit und stark, ähnlich denen eines Büffels, und mit Haaren bedeckt, der Nacken dick und kurz. Soweit hatte Chemanitu ohne viel Nachdenken gearbeitet, als er nun aber an den Kopf kam, sann er eine Zeit lang nach. — Er nahm einen runden Lehmklumpen und überarbeitete ihn mit großer Sorgfalt. Während er so nachdachte, setzte er diesen Klumpen auf den Rumpf, der nun recht breit und niedrig war; denn Chemanitu dachte an die Panther-Füße und den Büffelnacken. Er erinnerte sich der Puck-wud-jinnies, die auf den Augenbrauen des großen unvollendeten Geschöpfes spielten, und er dachte ihm Augen zu machen, wie die eines Hummers, so daß das Tier auf jeder Seite sehen könne. — Die Kinnbacken wurden sehr stark, mit Elfenbein-Zähnen und Kiemen auf jeder Seite, die auf- und zuginen, wenn der Atem hindurch ging. Die Nase glich dem Schnabel eines Geiers. Ein Büschel von Stachelschweinstacheln machte die Stalpflocke.

Chemanitu hielt den Kopf auf Armeslänge vor sich und

wandte ihn bald nach der einen bald nach der andern Seite. Er zuckte ihn schnell durch die Luft und sah, wie die Kiemen auf und zugingen, die Krebsaugen rollten und der Geierschnabel verwegend dreinschaute. Ihn selber überkam ein Grauen. Aber dennoch setzte er den Kopf auf den Rumpf; es war das erste Mal, daß er eine aufrecht stehende Figur gemacht.

Es schien die erste Figur eines Menschen zu sein. Schon war es Nacht geworden; die Fledermäuse schwirrten durch die Luft und das Geheul wilder Tiere wurde vernehmlich. Ein stürmischer Wind wehte vom Ocean her über Metowac und wirbelte den leichten Sand hierhin und dorthin. Eine schwere Wetterwolke schwebte über dem Horizont, während höher im Luftraum noch eine dunkle dicke Wolke hing, über deren Scheitel der Mond sich für einen Moment zeigte, dann aber verschwand.

Ein Panther kam heran und blieb einen Augenblick stehen, hob die Tazze, während er die Figur ansah, und beroch den Fuß derselben, der seinem eigenen glich. Ein Geier schwebte mit mächtigem Flügeltrauschen hernieder und hakte nach dem Schnabel, aber Chemanitu scheuchte ihn zurück. — Dann kam das Stachelschwein, die Eidechse und die Schlange, jedes angezogen durch das Abbild.

Chemanitu verhällte sein Antlitz mehrere Stunden lang und der stürmische Wind segte vorüber, aber es regte sich nicht. Er sah, daß jedes Tier der Erde seine Art sucht und Gleiches das Gleiche an sich zieht.

Der Herr des Lebens dachte und dachte. In seinem Geiste tauchte der Gedanke auf, daß er eines Tages ein Wesen schaffen werde, das nicht nach andern Dingen der Erde, sondern nach ihm selber gebildet werden solle.

Es sollte diese Welt verknüpfen mit der Geister-Welt, — ein Wesen zum Gleichnis des Großen Geistes, — geschaffen nach seinem Bilde.

Viele Tage und Nächte, ganze Jahreszeiten vergingen, während Chemanitu hierüber nachsann. Er sah alle Dinge.

Da erhob Chemanitu sein Haupt; die Sterne schauten auf sein Bildnis hernieder, und eine Fledermaus hat sich ihm auf die Stirn gesetzt und breitete ihre großen Flügel nach beiden Seiten aus. Chemanitu ergriff die Fledermaus und breitete ihre großen Schwingen

nach jeder Seite aus, — (und seitdem läßt die Fledermaus, wenn sie ruht, ihren Körper herabhängen) — sodaß er sie über den Kopf seines Machwerkes hängen ließ. Dann nahm er der Fledermaus das Leben und drehte den Körper ab, so daß der ganze dünne Teil über den Kopf fiel und auf jeder Seite die Ohren bildete und den Vorderkopf bedeckte wie den einer bekappten Schlange.

Chemianitu ließ das Antlitz der Figur unten nicht abschneiden, er machte ihr noch einen Kinn und feste und runde Lippen, welche die gegabelte Zunge verschlossen und die elfenbeinernen Zähne, und er wußte, es würde mit dem Kinn und den Lippen lachen, wenn er ihm das Leben gäbe.

Die ganze Figur war jetzt fertig bis auf die Arme, und Chemianitu sah, daß er neben dem Kinn auch noch Hände haben müsse. Er wurde immer ernster.

Er hatte noch keinem Geschöpf bis dahin Hände gegeben. Er machte diesem nun Arme und Hände sehr schön, nach dem Vorbilde seiner eigenen.

Chemianitu aber hatte kein Vergnügen an dem vollendeten Werk, — es war nicht gut in seinen Augen. Er wünschte, er hätte ihm keine Hände gemacht; — würde es nicht vielleicht, wenn er ihm Leben anvertraute, selber anfangen zu schaffen? würde es nicht vielleicht die Pläne des Herrn des Lebens selber durchkreuzen können? — Er sah lange auf das Bildnis. Er sah, was er thun würde, wenn ihm das Leben gegeben werde. Er kennt ja alle Dinge, auch das Zukünftige.

Nun legte er Feuer in die Gestalt. Aber Feuer ist noch kein Leben. — Er legte Feuer hinein und ein roter Schimmer durchglühte die ganze Gestalt. Das Feuer trocknete den Lehm, daraus es gemacht war, und verlieh der Gestalt einen außerordentlich schrecklichen Anblick. Es schien durch die Schuppen der Brust, durch die Kiemen und die Fledermausgefügelten Ohren. Seine Hummer-Augen glühten wie lebendige Kohle.

Chemianitu öffnete die Seite der Gestalt, aber er trat nicht hinein. Er hatte ihr Hände und ein Kinn gegeben. — Sie konnte lächeln, wie die Manitos selber. — Er ließ es nun auf der Insel wandeln, um zu sehen, wie es wirken würde. Dies vermochte er durch seinen bloßen Willen. — Er gab nun ein wenig Leben hinein,

aber er machte das Feuer nicht aus. Chemanitu sah, daß der Anblick der Kreatur sehr schrecklich sein würde, und daß sie gleichwohl so lächeln werde können, daß sie dann aufhörte, häßlich zu sein. Er dachte lange nach über diese Sache. Er fühlte, es werde nicht zum Besten sein, solch' ein Geschöpf leben zu lassen; ein Geschöpf, das zum größten Teil aus dem Wesen der Tiere des Waldes bestände, aber doch Hände haben würde, zu schaffen und ein aufwärts gerichtetes Antlitz und Lippen, welche alles darin einschließen könnten. Während er so hierüber nachsann, warf er die Gestalt in die Kumpelkammer der verfehlten Schöpfungen. Aber Chemanitu hatte vergessen, das Leben herauszunehmen! Das Geschöpf lag eine Zeitlang in dem Schacht und regte sich nicht; denn sein Fall war sehr tief. Es lag zwischen den mißlungenen Schöpfungen, welche darin geworfen waren ohne Leben. — Nachdem nun lange Zeit verflossen war, hörte Chemanitu plötzlich ein großes Getöse in der Grube. Er sah hinein und sah, wie die Gestalt darinnen saß und alle die zerbrochenen Dinger zusammen zu setzen versuchte, die er als wertlos hineingeworfen hatte.

Chemanitu sammelte einen großen Haufen von Steinen und Sand, denn große Felsen finden sich nicht auf dem Eiland, — und stopfte damit die Öffnung des Kraters. Viele Tage vergingen und das Getöse in demselben wurde lauter und lauter. Die Erde erbebte und heißer Qualm entstieg dem Boden. Die Manittos versammelten sich auf Metowac um zu sehen, was dort vorging.

Auch Chemanitu kam; denn er erinnerte sich der Gestalt, die er dorthinein geworfen hatte und der er das Leben zu nehmen vergessen hatte. — Plötzlich entstand ein großer Auswurf von Steinen und Sand, — die Luft verfinsterte sich durch Wind und Staub. Die Erde spie Feuer und spritzte hohe Wassersäulen gen Himmel.

Alle Manittos flohen vor Furcht. Die Gestalt brach hervor mit furchtbarem Getöse und höchst schrecklich anzuschauen. Ihr Leben war stark geworden in ihr selber, denn das Feuer hatte sie sehr fest gemacht.

Alles floh vor ihr und schrie Machinito, Machinito, was heißt: ein Gott, — aber ein Gott des Bösen!





